MUSEUM HELVETICUM
Vol. 1 1944 Fasc. 4

Plotin und die antike Philosophie

Von *Willy Theiler*[1])

Der Philologe, der mit diesem Thema ein Stück seiner Hörsaalarbeit vor einem größeren Publikum ausbreitet, setzt sich zwei Einwürfen aus. Der eine lautet: Plotin hat uns nichts mehr zu sagen, würdig der Behandlung sind aber Gegenstände nicht, weil sie antik sind, sondern weil sie gültig sind, mit zwingender Gewalt uns packen, weil durch sie verschüttete Möglichkeiten unserer eigenen Seele aufsteigen. Aber indem dagegen eine Verteidigung gesucht wird, etwa auch darin, daß der Gedankenbau Plotins die Zuendeführung alles antiken Philosophierens ist und von ihm aus auch dieses besser begriffen wird, wirft sich das zweite Bedenken ein: In einem kurzen Vortrag ist es gar nicht möglich, ein Werk antiken Geistes ruhig abtastend vorzuführen, eine sich über Jahrhunderte hinziehende Denklinie langsam über die entscheidenden Punkte zu verfolgen. Wir können mittels einiger scheinbar zufällig herausgegriffener Einzelheiten nur einen Schatten des großen Problems der Philosophie, an das wir rühren, beschwören.

Ein bekanntes Wort Ciceros[2]) sagt aus, daß Sokrates die Philosophie vom Himmel heruntergeholt habe – eine rhetorisch glänzende Wendung. Er hebt ihn dabei von den «Vorsokratikern» ab, die sich in kosmischen Spekulationen verloren, die den Urstoff für unsere Welt im Wasser oder Feuer oder wo immer suchten. Es handelte sich dabei nicht so sehr um ein rasches Hinausschauen in die Welt, um empirische Fakta zu registrieren, es handelte sich, wie bekannt, um ein Befriedigen logischer Überlegungen: Wie steht Eines zu Vielem? Grenze, Maß, Zahl des eigenen Geistes bewältigt das Unmäßige. Der Geist scheint – in naiv-großartiger Weise – der Natur die Gesetze vorzuschreiben. Die folgenschwerste Reduktion vollzog Parmenides: «Dasselbe kann sein und kann gedacht werden»[3]), und da das Nichtsein nicht gedacht werden kann, bleibt der *eine* Seinskomplex ohne Differenzierung; denn es gibt kein Mehr- und Anderssein. Die Buntheit der Welt ist ausgelöscht. Aber die logische Idee war die Mutter des ob seines Materialismus gepriesenen oder verdammten, staunenswert ausgeführten Systems des Demokrit, das über Epikur in Lucrezens unsterbliches Naturgedicht eingegangen ist. Hier war das Nichtseiende, das Leere dekretiert, «das Nichts ist ebenso wie das Ichts»[4]), und es vervielfachten sich die Seinskomplexe des Parmenides in

[1]) Antrittsvorlesung an der Universität Bern vom 28. Oktober 1944.
[2]) Tusc. 5, 10.
[3]) *τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἔστιν τε καὶ εἶναι,* fr. 3 (5) Diels-Kranz.
[4]) *μὴ μᾶλλον τὸ δὲν ἢ τὸ μηδὲν εἶναι,* fr. 156.

Millionen, die Atome. Selbst der alte Plato war von diesem Gedanken gepackt, spielt mit ihm in seinem Dialog Timaios.

In seinen früheren Jahren, wo er Sokrates zum Hauptsprecher seiner Dialoge einführt, ist es die ältere Naturspekulation, der er folgt, um sie abzulehnen, um Naturforschung überhaupt von sich zu weisen. Er vermißt die Größe, die er, die Sokrates zuerst philosophisch gefaßt hatte: die praktische Vernunft, den Geist, der in der Sicherheit praktischen Handelns entdeckt wird. Gegenüber dem Reich der fließenden Natur mit ihren materiellen Kräften eröffnet sich dem Sokratesschüler das Gebiet der freien Tatentscheidung innerhalb der menschlichen Gemeinschaft[5]), in der tiefer als in der Natur der Mensch eingebettet liegt[6]). Was trägt unser Dasein in Familie und Staat, worin liegt die Erhaltung, die «Rettung des Lebens»[7])? ist also die Hauptfrage. Die Antwort des Sokrates lautet: Im richtigen Handeln[8]). Richtiges Handeln bedeutet richtigen Gebrauch[9]) der natürlichen Güter: Gesundheit, Stärke, Reichtum, der aktiven und passiven Leistungen[10]) der Seele, der Mitmenschen[11]). Richtiger Gebrauch ist nur möglich auf Grund einer richtigen Einsicht *(φρόνησις, σοφία, ἐπιστήμη, τέχνη)*, sie muß vorangehn[12]); nur dann ist ein Handeln nicht der Gefahr der Schädlichkeit ausgesetzt[13]), nur dann besitzt der Mensch *ἀρετή*, wie der Grieche sagt: Tugend, Tüchtigkeit[14]). Wie ein Gerät seine Aufgabe erfüllt kraft seiner Richtigkeit, Ordnungsgemäßheit oder eben *ἀρετή*, wie das Auge durch Sehkraft und überhaupt der Körper durch die Ordnung des Körpers, die *ἀρετή* des Körpers, ihre Aufgabe erfüllen[15]), so auch die Seele durch ihre spezielle Tugend[16]). Also Betreuung seiner selbst[17]), der Seele ist wichtig. Neben dem Körperarzt braucht es den Seelenarzt oder in der Gemeinschaft den richtigen Politiker (oder: Rhetor, mit dem Namen des demokratischen Athens)[18]), der zusammenfällt mit dem richtigen Philosophen[18a]). Wie der Arzt um die Gesundheit, so muß der Politiker um die Tüchtigkeit der Bürger besorgt sein, auf sie hinschauen. Der Ausdruck[19]) ist vom Handwerker genommen, bei dem

---

[5]) Phaed. 98 b ff.

[6]) *τὰ μὲν οὖν χωρία καὶ τὰ δένδρα οὐδέν μ' ἐθέλει διδάσκειν, οἱ δ' ἐν τῷ ἄστει ἄνθρωποι*, Phaedr. 230 d.

[7]) *σωτηρία του βίου*, Prot. 356 d 3.

[8]) Charm. 171 b 9, e 4, Euthyd. 291 c 10.

[9]) *ὀρθῶς, καλῶς χρῆσθαι*, Euthyd. 280 e f., vgl. Crat. 388 c ff.

[10]) Men. 88 a 4, c 2. Vgl. auch Anm. 43.

[11]) Vgl. Xenophon Mem. I 2, 48, IV 1, 2.

[12]) Euthyd. 281 b 1, Men. 88 a 3, c 2, d 6, e 1. 3; vgl. Charm. 172 a 1, d 4 *(ἡγεῖσθαι)*.

[13]) Men. 88 b 5.

[14]) Hauptstellen Prot. 361 b, Euthyd. 282 c, Men. 87 d, 88 a; danach Aristoteles Eth. Nic. 1144 b 18; vgl. Xenophon Mem. III 9, 5.

[15]) Staat 601 d mit 353 b c (vgl. Xenophon conv. 5, 4), Gorg. 506 d und 504 c 9 mit Lach. 190 a; *ἔργον ἀπεργάζεσθαι* auch Euthyd. 291 e 1, Charm. 165 d 2, Euthyphr. 13 d 10.

[16]) *οἰκεία ἀρετή*, Staat 353 c 1, e 2.

[17]) Apol. 36 c, Alc. I (nicht von Plato) 127 e ff., Xen. Mem. I 2, 2 u. a.; Ps. plato Clitoph. 408 b.

[18]) Gorg. 504 d 5 nach Staat 342 c ff., Lach. 190 a b; vgl. auch Alc. I 126 b.

[18a]) Der sokratische Gedanke großartig gefaßt Staat 473 c 11.

[19]) Gorg. 504 d 5, 50 e 1, Staat 342 e 9; zu *ἔργον* (dafür *χρεία* Staat 601 d, Xen. Mem. VI 2, 25) vgl. Anm. 15.

Sokrates gern die Vergleiche für die ethisch-praktische Sachlage holte; der Handwerker schaut auf die Sachgerechtheit seines Werkes; es soll die richtige Form[20]) haben. Das Weberschiffchen muß eine Form haben, die für die bestimmte Aufgabe, das Weben eines dicken Wollgewandes, geeignet ist[21]). *Eine* Form geht durch die Mannigfaltigkeit gleicher Dinge hindurch[22]) und ist zugleich ideales Vorbild dieser Mannigfaltigkeit[23]). Mit diesem Formbegriff hängt die platonische Idee zusammen, und wie wohl schon Sokrates von der Tüchtigkeit, der *ἀρετή* spricht, die zu einer Sache, einem Körper, einer Seele hinzutritt[24]), so Plato von dem Hinzutritt der Idee[25]). Ihm schienen die Sachgerechtheit und Sacheinsicht des Haltes an einer objektiven ewigen Größe zu bedürfen. Die Seele ist insofern im Zustand der Einsicht, als sie dem Ewigen sich hinwendet[26]).

Über allen Einsichts- und Wissensbereichen steht in Platos Staat das höchste Wissen vom Guten. Zweifellos hat schon Sokrates nach dem *einen*, alle lebensfördernde Tateinsicht leitenden Wissen gesucht[26a]). Für Plato hat es sein *Objekt* in der Idee des Guten, die der Sonne im sinnlichen Bereich vergleichbar, die Sehen und Werden ermöglicht, im geistigen Bereich Intellekt und wahres Sein schafft[27]). Von der nach vielen Erörterungen über die Ideen wie ein Licht aufgehenden höchsten Erkenntnis, der des Guten, spricht er noch in einem späten Briefe; die Stelle hat wegen ihrer Schwärmerei Kants Mißfallen erregt[28]). – Weit über den sokratischen Ausgangspunkt des praktischen Handelns scheint Plato hinauszuschreiten. Und doch ist von ihm aus begreiflich, wie Platos zentrales philosophisches Anliegen die Ordnung des Staates ist und er vor allem ausgeht auf das Bereitmachen der Seele für die richtige Tatentscheidung, also auf Erziehung, körperliche wie seelische Erziehung[29]). Gegenüber den tugendgefährdenden Trieben sorgen unbewußt Gymnastik und Musik für Maß und Zucht, bereiten das Kommen der Vernunft vor[30]). Da bietet sich nun die Möglichkeit, vom praktischen Bereich zu einem umfassenderen aufzusteigen. Schon im Gastmahl des Plato[31]) führt der pädagogische Aufstiegsweg über die schönen Körper, wie sie sich in der Palästra dar-

---

[20]) *εἶδος ἔχειν*, Gorg. 503 e 4.
[21]) Crat. 389 b 10, d 1.
[22]) *εἶδος ταὐτὸν ἔχειν*, Men. 72 c 7, vgl. Hipp. mai. 300 a 9.
[23]) Crat. 389 b 5.
[24]) *παραγίγνεσθαι* u. ä. Lach. 189 e 4 ff., Gorg. 506 d 1, 504 e 1; danach Alc. I 126 b und auch Hipp. mai. 289 d 4, 292 d 1, 293 e 11.
[25]) Phaed. 100 d 6 *(προσγενόμενον?)*; über den Zusammenhang von *ἀρετή* und *εἶδος* J. Stenzel, Studien z. Entwickl. der plat. Dialektik, Leipzig 1931, 8 f.
[26]) Phaed. 79 d.
[26a]) Über die Sokrates nahe Gefahr der Gleichung *ἀγαθόν = φρόνησις = φρόνησις τοῦ ἀγαθοῦ* (der wohl die Megariker verfielen, Diog. Laert. 2. 106) spottet Plato Staat 505 b 9. Vgl. schon Lach. 192 e 1 *εἰς τί φρόνιμος*, Charm. 173 d 8, 174 c 1. Nachwirkung noch bei Aristoteles Eth. Nic. 1144 b 31.
[27]) Staat 508 b ff. Der Sinn und Zweck des Einzelnen (die Einzelidee) ist immer nur vom Gesamtsinn und -zweck, eben dem Guten, verständlich.
[28]) ep. 7, 341 c; Kant, von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie. Er hält den Brief für unecht.
[29]) Staat 376 e ff., 410 c ff.
[30]) Staat 441 e; 401 e f. und Gesetze 653 a b.
[31]) Symp. 210 a ff.

bieten, zu den schönen Seelen und zu ihren Betätigungen; schon da steht darüber das Wissen, die Vorbedingung, wie wir hörten, der Betätigung, als höhere Stufe, aber darüber noch steht das Wissen von dem *einen* Schönen (schön im ästhetischen und ethischen Sinne), das alles umfaßt. Es ist höchstes beseligendes Schauen, wenn es plötzlich vor die Seele tritt: die Theoria als beglückende Lebensform ist entdeckt.

Da war nun das Tor geöffnet, daß Plato die pythagoreischen Zahlentheorien würdigen lernte, mit Pythagoreern, die in Tarent politische Leitung mit wissenschaftlicher Arbeit verbanden, kam er auf den Reisen nach Sizilien zusammen. Noch wichtiger wurde, daß wohl auch nach dem Vorgang der Pythagoreer, die die Astronomie in Verbindung mit Arithmetik, Geometrie und Musik trieben – die Sphärenharmonie ist die Urform unserer Musik –, der Kosmos, das Weltgebäude, in die Theoria eingeschlossen wurde. Die Philosophie wurde vom Menschen weg an den Himmel hinauf getragen. Doch nun war es ein Himmel, in dem das moralische Gesetz (um Kant zu variieren) herrschte, ein Himmel, dessen Bewegung von der Einsicht und vom Wissen eines Geistes, einer Seele geleitet war. Die «Himmelsbetätigung», die ordnungs- und seinsbewahrende Sternbewegung ist ein Abbild der innern Denkbewegung, die im letzten Werk, den Gesetzen[32]), mit allen möglichen Ausdrücken der Überlegung bezeichnet wird. Nun war das Reich der Natur und der Zwecke (wieder kantisch gesprochen) vereinigt. Die Ordnung des Himmels stand unter demselben Geistgesetz wie die tapfere oder gerechte Tat. Schönheit umfaßte beides. Nur wo der ordnende Geist, den Plato im Mythus auch als Weltschöpfer, Demiurg, einführte, gehemmt schien, wo Unmaß herrschte, war es nötig, ein Gegenprinzip zu postulieren, die Materie (in der aber wieder gemäß der mathematischen Atomlehre die geordnete Bestimmtheit weit reicht)[33]). Die Materie ist vergleichbar den geistfeindlichen Mächten in der Menschenseele, Leidenschaften und Begierden, die im Dialog Phaidros wunderbar im Bilde der unzureichenden Seelenrosse dargestellt sind, im selben Dialog, der die Theorie des Geistes wegen ihrer lebensbeglückenden Macht der Erhebung göttlichen Wahnsinnes vergleicht[34]). – Es kann nicht dargestellt werden, wie der alte Plato in zwei Richtungen die Ideenlehre ausbaut, indem er ein allumfassendes Sein (Parmenides gibt den Ausdruck) in Geschlechter und Arten unterteilt, wobei es, wenn es Leben und Geist umfaßt, selber lebendig und geistig sein muß[35]) – oder wie er zuletzt[36]) die Ideen als Zahlen faßt und über der Vielzahl das Eine ansetzt, den Urgrund jenseits der Vielheit, dem Guten gleich: Sokrates und Pythagoras reichen sich die Hände. Freilich, bis zum Schluß blieb ihm der Gedanke praktisch-staatlicher Neuschöpfung lebendig, selbst nach dem Mißerfolg, den seine Pläne am Hof des jungen Dionysios von Syrakus hatten, wie das Alterswerk der Gesetze bezeugt.

---

[32]) 897 a.
[33]) Tim. 53 c ff.
[34]) Phaedr. 246 a, 253 c 7, 249 d.
[35]) Soph. 248 e.
[36]) In der Vorlesung *περὶ τοῦ ἀγαθοῦ*, vgl. Aristoxenos hârm. 30, 16 ff. Nachhall z. B. bei Aristot. Eth. Eud. 1218a 19ff.

Bei Platos Schülern ist dieser gesellschaftsumformende Wille verloren gegangen. Aristoteles, der später Erzieher Alexanders des Großen war, zeigt in der im ganzen verlorenen frühen Mahnrede zur Philosophie, wie ihm die Theoria glückhafte Erfüllung des Lebens bedeutet[37]). Die Betätigung des betrachtenden Geistes ist Endzweck, die Betätigung, *ἐνέργεια*, ist in sich vollendet[38]). Die Erfahrung der Überlegenheit dieser Betätigung, die Aristoteles in einem reichen, fast allen Wissensgebieten hingegebenen Leben übte, kann nach ihm nur aus der göttlichen Lebensform genährt sein. Für Gott gilt zuerst, daß Betätigung des Geistes Leben ist[39]), ewiges Wirken (denn Gott ist nicht durch Materielles gehemmt) und glückseliges. Sein Denken richtet sich auf sich selbst, ist Denken des Denkens, wie der Ausdruck lautet, Denken und Gedachtes fällt in ihm zusammen[40]). Daß Gott zugleich als höchstes Schönes[41]) die Liebe der Welt auf sich zieht, daß der Bewegungsprozeß der Welt verglichen ist der Tatbewegung eines ethisch Handelnden, der durch eine Schönes[42]) zur Willenswahl und so zum Handeln gelangt, sei nur angemerkt. Es vereinigt sich so merkwürdig praktische und theoretische Betätigung gegenüber Gott bezw. in Gott. Da, wo Aristoteles über das sittliche Tun handelt, freilich mehr beschreibend als werbend, am Anfang der Nikomachischen Ethik, knüpft er wieder an die sokratische Frage nach einem leitenden Wissen an, das alle Aufgaben, Werke der untergeordneten Einsichten einem obersten Ziele dienstbar macht[43]).

Wieder eine Etappe weiter sind wir in der Philosophie der Stoa. Die Weltseele, Weltvernunft, die Aristoteles durch die zweckvoll formende Natur ersetzt hatte (um nur jenseits von ihr den absoluten göttlichen Geist walten zu lassen), spielt noch eine Rolle (sie ist wie alles Seelische materiell, insofern schließt sich die Stoa der vorsokratischen Anschauung an); im spätstoischen System des Poseidonios gestattet sie die großartige Konzeption des einheitlichen lebendurchfluteten Weltorganismus[44] . Wichtiger ist hier noch der Begriff des Logos, in dem Maß, Ordnung und Geist ohne Bedürfnis nach moderner Scheidung zusammen gesehen werden. Der Mensch soll ordnungsgemäß und harmonisch leben, seine ethische Tat liegt im richtigen Wählen und Gebrauchen der der Nutzung freigegebenen weder guten noch schlechten Dinge. Sehr deutlich ist hier die Übernahme von sokratischen

---

[37]) Benutzt von Jamblich protrept. 7; nachwirkend Eth. Nic. 1177 a 13 ff., 1178 b 3 ff.

[38]) Met. 1050 a 21 *τὸ ἔργον τέλος, ἡ δ'ἐνέργεια* (a 24 *χρῆσις*) *τὸ ἔργον*. Sokratisch-platonische Formulierungen (vgl. Euthyd. 280 d e *χρῆσθαι-κεκτῆσθαι*) bereiten auch die wichtige aristotelische Unterscheidung von Akt und Potenz vor, zuerst im Protreptikos nach Jambl. protr. 11, S. 56, 20 Pist. Vgl. W. Jaeger, Gnomon 1928, 633 f.

[39]) Met. 1072 b 27 *ἡ γὰρ νοῦ ἐνέργεια ζωή*.

[40]) Met. 1074 b 34; 1075 a 3; 1072 b 21.

[41]) Met. 1072 a 28.

[42]) Eth. Eud. 1230 a 29 (Eth. Nic. 1115 b 23, 1119 b 16). Es gibt bei Aristoteles keinen selbstschöpferischen Willen, sondern ein objektives «Schönes» wird gleichzeitig erkannt und erstrebt.

[43]) Zur Stufenfolge der *ἐπιστῆμαι* bis zur *χρωμένη ταῖς λοιπαῖς* (Eth. Nic. 1094 b 4) Plato Euthyd. 291 c 8, 290 d 2 und innerhalb bestimmter Gebiete Gorg. 517 e, Crat. 390 b; ferner Charm. 174 d e, Polit. 305 e. Das Problem der obersten *ἐπιστήμη* mit dem der *εὐδαιμονία* wie im protreptischen Euthydem auch in der Epinomis des Philipp von Opus verbunden (Gnomon 1931, 349), aber nun mit ganz theoretischer Spitze.

[44]) Darüber vor allem K. Reinhardt, Kosmos und Sympathie, München 1926, 115 ff.

Motiven[45]). Aber nicht der Erfolg entscheidet; die Dinge sind Materie[46]) für die freiwählende Betätigung. Sittlich wertvoll ist nicht das Ding, sondern die sinnbewußte Betätigung[47]), sozusagen also etwas Ideelles, und eine Tat ist im Falle und kraft der Richtigkeit auch immer vollendet. Schon drei Akte, sagt am Schluß der Selbstbetrachtungen der Kaiser Mark Aurel[48]), sind das ganze Lebensdrama. Anerkennt auch die Stoa die nach außen gerichtete politische Tätigkeit, Hauptanliegen muß ihr, wie schon antiken Beobachtern auffiel[49]), die Ordnung des Gemütes sein. Die Forderung geht immer mehr auf ein nach innen gerichtetes Leben[50]). Dabei hatte die Stoa kein Bedürfnis, diese Sammlung nach innen, die Erfahrung einer Lebensenergie, die sich nicht nach außen verzettelt, an ein jenseitiges Seelengeschick zu knüpfen. Das Handeln als solches, das sich nicht von äußern Blendwerken, Ehre, Reichtum, Lust leiten läßt, nicht die seelische Quelle zieht die Aufmerksamkeit auf sich. – Es fehlt das Schwelgen in psychologischen Spekulationen, die Frage der Unsterblichkeit der Seele verrät keine Leidenschaft der Beantwortung, wenn wenigstens die spätern Stoiker wie Mark Aurel auf die Gleichgültigkeit bei den Gründern der Lehre schließen lassen.

Das wird nun anders im Neuplatonismus; ihm wenden wir uns zu. Wir haben schon die wichtigsten Fäden in der Hand, die in ihm zusammenlaufen: die platonische Lehre von den Ideen und der Seele und vom Aufstieg zum höchsten Schönen und Guten, dazu in platonischer Interpretation den parmenideïschen Seinssatz, Identität von Sein und Denken aussagend, ferner den aristotelischen Preis des tätigen, sich selbst denkenden, höchstes Leben erfüllenden Geistes, die stoische Mahnung zur Innenrichtung des Lebens neben ihrem Dogma von der organischen Einheit der Welt. Nicht nur philologische Ableitungssucht führt zu dieser Zusammenstellung, Plotin selber bezeichnet einmal seine Lehre als bloße Interpretation Platos[51]), und die Dogmen der alten griechischen Philosophen, der göttlichen, der glückseligen Männer – so tituliert er sie[52]) mit romantischem Rückwärtsblick – sind für ihn verbindlich, höchstens sind sie manchmal nicht genügend explizit, damit die Nachwelt auch noch zu arbeiten hat[53]). Dazu gibt der Schüler Plotins, der bekannte Christenfeind Porphyrios, in dessen Ausgabe, in 6×9 Schriften geteilt, wir Plotin lesen, in der die Ausgabe einleitenden Lebens-

[45]) Mit dem Stoikerbericht bei Sext. Emp. adv. math. 11, 61 oder Epiktet 2, 5, 3 ff. vgl. Plato Euthyd. 281 a 8, e 3. Gut darüber E. Grumach, Physis und Agathon in der alten Stoa, Berlin 1932, 28 ff.

[46]) Mark Aurel 7, 68, 3; Epiktet 1, 4, 20; 1, 29, 2 u. a. Die *προαίρεσις ἐλευθέρα* 1, 4, 18: Mensch sein heißt, sich nicht vom Stoff zwingen lassen.

[47]) *ἐνέργεια* Epikt. 2, 16, 15 ff. Am interessantesten über die actio und ihre concordia Cicero fin. 3, 21 f., 24.

[48]) *ἐν τῷ βίῳ τὰ τρία ὅλον τὸ δρᾶμά ἐστι* vgl. 11, 1, 2.

[49]) Seneca tranq. 1, 10; Dio v. Prusa 47, 2; Plutarch Stoic. rep. 1033 b.

[50]) Seneca tranq. 14, 2, vit. beat. 8, 4; ep. 7, 8; Mark Aurel 4, 3, 2; 7, 59 u. a.; Epikt. 1, 4, 18 *ἀποστὰς τῶν ἐκτὸς ἐπὶ τὴν προαίρεσιν ἐπέστραπται.*

[51]) VI, 8, 12 (Zeilen nach Bréhier) [150, 23] (in eckigen Klammern Seiten und Zeilen von Müller); vgl. H.-R. Schwyzer, diese Zeitschr. oben S. 87.

[52]) III 7, 1, 14 [244, 21], III 7, 7, 12 [251, 31], II 9, 6, 36 [140, 1]; die Welt verschlechtert sich allmählich, II 3, 16, 27 [101, 7].

[53]) V 8, 4, 53 [208, 9], IV 8, 1, 16 [124, 24] *(παρ' αὐτῷ).*

beschreibung seines Lehrers das ausdrückliche Zeugnis, daß in seinen Schriften auch verborgen stoische und aristotelische Lehren liegen, und er nennt namentlich eine große Zahl von Kommentaren, z. B. die des Numenios, die Plotins Vorlesungen zugrunde gelegt wurden[54]). Überaus lebendig tritt uns überhaupt in der Lebensbeschreibung der Lehrbetrieb entgegen, Lektüre der Klassiker und Erklärungen des Meisters. Hübsche Einzelzüge, wie etwa, daß ins Kolleg ein Maler hineingeschmuggelt wurde, weil Plotin nicht einem Maler sitzen, kein Abbild eines Abbildes gestatten wollte[55]), müssen wir natürlich hier beiseite lassen. Neben dem fast nüchternen Vorlesungstrieb läßt Porphyrios auch die religiös exaltierte Stimmung des Kreises, von der allem nach freilich die Schüler mehr ergriffen sind als der Meister, vor Augen treten; Orakel, Traum, Geisterbeschwörung, Zeugen metapsychischer Erfahrungen, scheinen den Schülerkreis in Rom mit einer magischen Mauer von der bewegten politischen Umwelt abzuschließen. Es ist die Zeit des Kaisers Valerian, der in persischer Gefangenschaft endigte, und seines Sohnes Gallien, dunkelste Epoche des Reiches, bevor Diocletian und dann Constantin noch einmal die Reichsherrschaft zusammenraffen. Politik war den Platonikern, wie sie sich nannten, das Feld des Unrechtes, von dem sie sich zurückzogen und vornehme Römer abhielten[56]). Und wenn es einen Augenblick schien, als ob Plotin und seine Genossen dank der Freundschaft mit Kaiser Gallien und seiner Gemahlin Salonina eine Philosophenstadt – vielleicht auf dem Boden des früher zerstörten Pompeji – gründen könnten[57]), so wäre wohl eher ein antikes Herrenhut als ein Gebilde praktischer Herrschaft daraus geworden. Von der Sorge Plotins um verwaiste Kinder berichtet Porphyrios[58]), wie die Eltern im Sterben sie ihm, dem heiligen Wächter, übergaben und so sein Haus mit Zöglingen füllten. Aber nach dem Tod des dem Senat verhaßten Gallien zerstoben die Freunde[59]), zwei Jahre darauf, 270 nach Christus, starb Plotin verlassen. Einer seiner Freunde und Mitschüler schon beim Lehrer Ammonios Sakkas, Longin, brachte es zum Minister bei der Königin Zenobia von Palmyra (hat also doch einen Funken aktiver Politik Platos bewahrt) und wurde von Kaiser Aurelian mit der Königin gefangen und verlor im Jahre 273 das Leben.

Ammonios nannten wir vorhin, den Lehrer Plotins und Longins in Alexandria, Lehrer auch des großen christlichen Gelehrten Origenes[60]). Er ist für uns ein großer Schatten. Als Plotin unbefriedigt von einem zum andern Philosophielehrer ging, kam er auch einmal mit Ammonios zusammen, und es blitzte in ihm auf: den hab ich gesucht, und er blieb 11 Jahre bei ihm wohl bis zum Tode des Ammonios; dann

[54]) Vit. Plot. 14. – Die Vita sucht mehr noch als die Kaiserbiographie Suetons äußere Dokumentierung durch zeitgenössische Aussprüche, Gedicht- und Briefstellen, ferner Schriftenkataloge usw.
[55]) V. Plot. 1.
[56]) V. Plot. 7.
[57]) V. Plot. 12; vgl. F. Heinemann, Plotin, Leipzig 1921, 121.
[58]) V. Plot. 9.
[59]) M. Wundt, Plotin, Leipzig 1919, 43 ff., Alföldi, 25 Jahre Röm.-Germ. Kommission, Berlin 1930, 29 ff.
[60]) RE. 18, 1039.

schloß er sich 244 einem Zug des Kaisers Gordian III. nach dem Osten an, um die indische Philosophie kennenzulernen: es fehlten also verstiegene Gedanken nicht. Nach dem Mißglücken des Unternehmens konnte er gerade noch fliehen, und er ging nach Rom[61]). Ammonios hat gewiß dem Ausgleich platonischer, aristotelischer, stoischer Lehre vorgearbeitet, sein Bemühn um die Verbindung der platonischen und aristotelischen Lehre ist uns bezeugt[62]) (geschrieben hat er nichts). Er setzte damit nur ein Unternehmen fort, das wir in der vorneuplatonischen Schultradition seit Ciceros Lehrer Antiochos von Askalon verfolgen können. Numenios aus dem syrischen Apamea, dessen Namen Porphyrios unter den Kommentatoren nannte, auf die Plotin in seinen Vorlesungen zurückging, steht im Zusammenhang dieser Tradition, 100 Jahre vor Plotin. Er hat aus eigenem übernatürlichem Erleben[63]) Anregungen zu tiefenpsychologischen Allegoresen geschöpft, Orientalisches und Griechisches vermischend (Plato war ihm ein attisch redender Moses). Aber sein Buch über das Gute, von dem uns der Kirchenvater Euseb Auszüge gibt, ist durchaus eine philosophische Leistung. Im Guten sah er den obersten Gott, den unbekannten, in Untätigkeit verharrenden, dem er den Demiurgen unterordnete[64]). Das hatte bis dahin niemand gewagt, so nahe es lag, die Lehre aus Plato herauszulesen. Nur stoische Allegorese konnte etwa Hermes als Schöpferkraft dem Allgott Zeus zur Seite stellen[65]), und Philo von Alexandria bezeichnete in Weiterbildung zugleich von jüdischen Spekulationen den Logos-Weltschöpfer als den zweiten Gott[66]). Numenios kannte Philo, vielleicht kannte er auch Gnostiker, die den Demiurgen weit unter den Urgrund setzten, kannte er Markion, bei dem der gerechte, strafende Gott, der Judengott, der Schöpfer, neben dem Guten Gott stand[67]). Es drängen sich in der Zeit Mark Aurels ähnliche Lösungen zusammen, daß Abhängigkeitsverhältnisse hinüber und herüber schwer festzustellen sind[68]). Die Stellung Plotins ist interessant. Scheinbar konnte er gern Numenios beistimmen. Er setzte an die Spitze auch das unaussprechliche, untätige Gute[69]), darunter den Geist. Aber Numenios hatte die Unvorsichtigkeit, die, wie es scheint, erst von Plotin (oder Ammonios?) endgültig überwunden wurde, sein oberstes Prinzip schon Geist, ersten Geist[70]) zu nennen. Also stand es eigentlich parallel Plotins zweitem Prinzip (das aber gerade nicht

---

[61]) V. Plot. 3.
[62]) Hierokles bei Photios 461 a 31 ff.
[63]) Makrob in Somn. Scip. I 2. 19. Zu Numenios R. Beutler, RE. Suppl. 7, 664 ff.; Puech, Mél. Bidez 1934, 760 ff.
[64]) Euseb pr. ev. 11, 18.
[65]) Wenn Mercurius = ratio penes deum (Seneca ben. 4, 8, 1) der ratio faciens (Sen. ep 65, 12; vgl. Tertull. apol. 21, 10), dem *λόγος ποιητικός* (Porphyrios bei Euseb. pr. ev. 3, 11, 27), geglichen wurde.
[66]) Fr. bei Euseb pr. ev. 7, 13, 1.
[67]) Vgl. besonders Epiphanias panar. 42, 3, 1 f. und Tertull. adv. Marc. 1, 15.
[68]) Jedenfalls steht das System der Peraten (Hippolyt refut. 5, 17, 2. 7) dem des Numenios nahe.
[69]) *ἀνενέργητος* V 6, 6, 3 [198, 24] zusammen mit III 8, 11, 8 [275, 23], VI 7, 40, 24 [412, 31]. Hebes deus Markions ironisiert von Tertull. adv. Marc. 5, 19, S. 645, 17 Kr.
[70]) Wie Aristoteles, gegen den ausdrücklich Plotin polemisiert V 1, 9, 7 [151, 14].

tätigkeitslos war, sondern wie bei Aristoteles vollendete Tätigkeit), und das folgende Prinzip bei Numenios, der zweite, demiurgische Geist, war überflüssig. Die Heftigkeit der Polemik in Plotins Schrift gegen die Gnostiker[71]) erklärt sich wohl aus dem Bestreben, an einem einfachen Fall gegen den gnostischen Unfug zahlreicher Zwischenglieder, der Äonen, Stellung zu nehmen. Zugleich wollte er dem ersten und einzigen Geistprinzip die Schöpfung der Welt zuweisen, um damit der gnostischen Abwertung der sichtbaren Welt einen Riegel vorzuschieben. Er meinte auch, so in Übereinstimmung mit Plato zu sein, kein unwesentlicher Punkt, der erst im Neuplatonismus auftritt, daß freiem Denken durch sozusagen ein heiliges Buch Schranken gesetzt sind[72]). – Schönheit und Ordnung der Welt scheinen Plotin geistnahe zu sein. Da bricht in ihm abgeklärtes griechisches Naturempfinden hervor. So kann er in einer Abhandlung[73]), die der Gnostikerschrift kurz vorangeht – Porphyrios hat uns die zeitliche Reihenfolge verzeichnet –, die wunderbare Lebensfülle unserer Welt schildern, so kann die Gnostikerschrift grimmig gegen die sich wenden, «denen es beliebt, auch die Geringsten ihre Brüder zu nennen, die aber die Sonne und die Gestirne am Himmel nicht wollen Brüder nennen, auch nicht die Weltseele, mit rasendem Munde»[74]), grimmig sich wenden gegen die Rufer: Du bist besser als der Himmel, ohne einen Finger zu rühren[75]). Und so ist die Schrift z. T. eine Vorbereitung der Sonderabhandlung über die Providenz, die der Verteidigung des Werkes des Demiurgen und der Erklärung der Ungleichmäßigkeiten des Lebens dient. Stoische Gründe treten auf: Armut, Tod usw. sind keine Übel für den, der ein höheres Leben kennt, gehören höchstens zu einem Übungsspiel mit Siegen und Niederlagen[76]). Wo aber eine Schuld im Menschen liegt, ist nachfolgende Strafe nicht als Übel zu bemängeln, so wenig wie Polizeibuße in einer Stadt[77]). Richtig ist es, heißt es[78]), daß ein Gesetzgeber es zuläßt, daß faule Knaben durch tüchtige zu Schaden kommen zur Strafe für ihre Faulheit. Gesund altgriechisch klingt es: Sich zu retten aus Krieg gebietet das Gesetz mittels Tapferkeit, nicht mittels Gebet, sowenig man Früchte erntet mittels Gebet statt durch Landanbau. Und: Schlechte herrschen bloß dank der Feigheit der Beherrschten, und das ist gerecht[79]). – Markion hatte nicht so sehr die unzu-

[71]) II 9, 1, 27 [134, 7]. Diese Gnostiker stehen insofern Numenios nahe, als sie (nach Plotin II 9, 6, 16 [139, 12]) von Plato Tim. 39 e 7 ausgehen wie Numenios bei Proklos in Tim. III 103, 28 Diehl.

[72]) Insofern die Seele die intellegible Form in unserer Welt abbildet, lag es nahe, ihr das *δημιουργεῖν* zuzuschreiben, wie es Plotin ohne Arg selbst in der Gnostikerschrift II 9, 18, 16 [157, 14] tut. Vgl. Porphyrios bei Proklos in Tim. III 306, 32.

[73]) IV 4, 36, 7 ff. [79, 9 ff.].

[74]) II 9, 18, 17 [157, 14], ähnlich II 9, 5, 8 [137, 28].

[75]) II 9, 9, 58 [145, 14].

[76]) II 9, 9, 14 [143, 33], III 2, 15, 39 ff. [186, 23 ff.]; da im Zusammenhang andere Bilder: Waffentanz- und Theaterspiel. Selbst Städteeroberungen sind bloß Kulissenänderungen mit Klageszenen (dazu: *οὐχ ἡ ἔνδον ψυχή, ἀλλ' ἡ ἔξω ἀνθρώπου σκιὰ καὶ οἰμώζει καὶ ὀδύρεται*). Zur Städtezerstörung vgl. den Spruch (I 4, 7, 21 [31, 39]), den Augustin nach der Vita des Possidius 27 hochhielt.

[77]) II 9, 9, 18 [144, 4].

[78]) VIII 2, 8, 21. 37. 51 [179, 26; 180, 10. 25].

[79]) Es folgt eine Polemik gegen den zu weitgehenden christlichen *πρόνοια*-Begriff.

reichende Schöpfung als gerade das Problem der strafenden Gerechtigkeit, Zeichen gestörter Weltordnung, zur Abtrennung des Demiurgen geführt, des Gesetzgebers, den der Gnostiker in seinem Antistrafkomplex besonders beargwöhnt[80]: Der Grieche sieht gerade im Gesetz[81], in einem freilich die Natur erfüllenden Gesetz die Ordnung verwirklicht; Gesetzmäßigkeit ist Ausdruck des ordnenden Geistes, nicht der Knechtschaft wie beim Gnostiker, bei dem die geschichtsphilosophische Schau: jüdische Hörigkeit unter dem Gesetz gegenüber christlicher Freiheit in Rechung zu stellen ist[82].

Für Plotin umfaßt das Gesetz alle Kausalreihen unserer Welt. Auch die Tat des Menschen, der selber dank der Freiheit der Entscheidung Prinzip einer Reihe ist, ordnet sich mit ihrer Folge dem gesetzmäßigen Zusammenhang ein[83]. «Keiner entflieht dem, was er auf Grund ungerechter Taten leiden muß; unausweichlich ist das göttliche Gesetz»[84], und «mit lautlosem Tritt geht alles nach dem Recht, dem niemand entfliehen kann, auf das der Schlechte nicht merkt, er wird aber geführt und weiß es nicht, wohin er im All gebracht werden muß»[85]. Altgriechische ethische Weisheit, daß leiden muß, wer getan hat[86], verbindet sich mit dem Bestreben, die Einheit der Welt zugleich mit ihrer vollen Harmonie zu wahren. Harmonie ist Bewältigung des Gegensätzlichen[87]. Wenn der Weltdichter, der Weltregisseur einen Logos, ein Textbuch, abspielen läßt, das viele Kämpfe in Harmonie auflöst, so können doch die Schauspieler gut oder schlecht spielen (sind nicht bloß Marionetten), und Ehre oder Ehrentziehung ergeben sich von selbst[88]. Freiheit[89] und Weltnotwendigkeit, Moral und Natur sind von ein und demselben Logos, Ordnungsgesetz zusammengehalten. Auf neuem Plan er-

---

[80]) Das gnostische Problem und die gnostische Gefahr waren innerlich endgültig überwunden durch Augustin civ. dei 19, 13: bonum dei, quod illi (dem Teufel, dem Repräsentanten des Schlechten) est in natura, non eum subtrahit iustitiae dei, qua ordinatur in poena.

[81]) Plot. V 9, 5, 28 [221, 30] *ὁ νοῦς οἷον νομοθέτης πρῶτος, μᾶλλον δὲ νόμος αὐτὸς τοῦ εἶναι.* Der Name *νομοθέτης* für das zweite Prinzip auch bei Numenios nach Euseb pr. ev. 11, 18, 17.

[82]) Nach Adamantios dial. 4, 26 v. d. Sande Bakh. *ἡ ἀγαθὴ ἀρχὴ τῶν Χριστιανῶν ἄρχει, ἡ δὲ δημιουργικὴ τῶν Ἰουδαίων, ἡ δὲ πονηρὰ τῶν ἐθνικῶν,* vgl. 4, 16.

[83]) III 2, 10, 17 [182, 20], III 1, 8, 4 ff. [168, 30 ff.]. Die Seele als *ἀρχή* auch II 3, 15, 20 [100, 4], III 3, 4, 13 [195, 31]; davor über eine zeugende und eine zurechtrückende *πρόνοια*; hübsch dann III 3, 5, 29 ff. [198, 1 ff.] *οἷον ἐν ἑνὶ σώματι, ὑγιείας δοθείσης κατὰ πρόνοιαν τοῦ ζῴου, γενομένης τομῆς ἢ ὅλως τραύματος πάλιν ἐφεξῆς ὁ λόγος ὁ διοικῶν* (die zweite *πρόνοια*) *συνάπτοι καὶ συνάγοι καὶ ἰᾶτο καὶ διορθοῖτο τὸ πονῆσαν·* c. 5 ist sonst wichtig.

[84]) IV 3, 24, 8 [33, 5].

[85]) IV 4, 45, 27 [87, 14].

[86]) *δράσαντι παθεῖν, τριγέρων μῦθος τάδε φωνεῖ,* Aischylos Choeph. 312.

[87]) Im *νοητὸς κόσμος* ist Harmonie nicht nötig, da es keine Gegensätze gibt, *πάντα ὁμοῦ,* vgl. Plot. III 2, 1, 26 ff. [171, 10 ff.]. Unsere Kriege sind nur Ausdruck der naturnotwendigen, sozusagen metaphysischen Gegensätzlichkeit unserer Welt, III 2, 16, 32 [188, 11].

[88]) III 2, 17, 32 ff., 47 f., 57 [190, 4 ff., 20 f., 31].

[89]) Eigentlich frei ist nur die reine obere Seele, III 1, 9, 9 ff. [169, 18 ff.], wenn auch der Körper ein Hindernis ist, III 1, 8, 9 [169, 1]; vgl. VI 8, 15, 23 [433, 31]. Das Strafwürdige ist nicht *ἑκούσιον* im eigentlichen Sinn, IV 3, 24, 15 [33, 11], IV 8, 5, 8 [129, 25]; I 8, 4, 10 [60, 6]; III 2, 10, 7 [182, 10]: *ἁμαρτία ἀκούσιον,* und trotzdem *ὅτι αὐτοὶ ποιοῦσι, διὰ τοῦτο καὶ αὐτοὶ ἁμαρτάνουσι.* Vgl. Manilius 4, 108 ff. Wenn nur die (untere) Seele sich verfehlt

scheint der platonische Gedanke der Übereinstimmung der Reiche der Natur und der ethischen Werte. Freilich, Plato dachte nicht an die Bereiche, die der menschlichen Störung unterliegen. Indem diese bei Plotin in den Blick treten, gibt er dem alten Bild vom Gesetz[90]), das alle Fälle berücksichtigt, ohne daß eine Überlegung im einzelnen Fall nötig ist[91]), das Ehre und Ehrentziehung festsetzt, so daß alles in einem automatischen Gang zur Harmonie strebt[92]), sozusagen eine natürliche Fundamentierung durch den stoischen Gedanken der einen Gesamtseele. Er löst damit auch die Schwierigkeit des Rechts- und Strafproblems, das der sichtbaren, seelendurchfluteten Welt angehört: alle Störungen rufen wie in einem lebendigen Organismus nach der passenden Abwehr kraft unbewußter Sympathie der Teile. Es gibt eine Mitwahrnehmung von allem mit allem[93]). Die Magie, soweit sie gültig ist und nicht naturwidriger Trug wie bei den Gnostikern, baut auf der Sympathie der Weltseele[94]). Was wir gewöhnlich Sympathie nennen, Mitfreude und Mitleid aus natürlichem Hang, ist nur ein Sonderfall der Wirkung der *einen* Seele[95]). Auf die innere Wahrnehmung wird auch einmal Gesicht und Gehör zurückgeführt. Der Wahrnehmungsprozeß geht im Grunde nicht nach außen, sondern vollzieht sich innerhalb des Gehäuses der Gesamtseele[96]). Ja, man kann formulieren: Sinnliche Wahrnehmung gibt es nur, soweit Seele da ist. Und wenn kantisch ausgedrückt Raum und Zeit die subjektiven Bedingungen der Erscheinungen sind, so heißt es plotinisch, Raum[97]) und Zeit[98]) gibt es nur im Wirkungsbereich der Seele. Mit dem Raum, nach dem Verlassen des intellegibeln unräumlichen Bereiches, ist auch die Materie da; sie ist gleichsam der Schatten der Seele[99]). Eine Wahrnehmung heraus aus unserem Kosmos d. h. dem seelisch einheitlichen Raum ist so nicht

---

(II, 9, 9, 13 [143, 33]), so trifft Strafe auch nur die untere Seele, vgl. I 8, 4, 8 [60, 4], II 3, 9, 9 [94, 24], II 3, 10, 5 [96, 2]. Nur die untere Seele ist durch die Körperverbundenheit nahe der bösen Materie. Die Lehre von der Verderbtheit der Seele (bei Christen und Numenios, der nach Chalcidius 297 eine böse Weltseele annimmt) wird abgewiesen, I 8, 5, 26 [61, 25]. – Die höhere, reine Seele bleibt eigentlich immer «oben»: IV 8, 8, 3. 12 [132, 22. 32], III 4, 3, 25 [205, 14] u. a.: im Reich Gottes, würde Kant sagen, und damit auch die Freiheit verbinden.

[90]) [Aristot] π. κόσμου 400 b 13 ff. (danach Maximos Tyrios 71, 22 ff. Hobein), [Plutarch] de fato 569 e, 570 c d; Philo de prov. 2, 82. Viel bedeutsamer noch ist für Plotins Gedanken das großartige Mythologem Platos (Gesetze 903 b–904) von Gott, der mühelos wie ein Brettspieler die Menschen nach den willentlichen Wandlungen ihres moralischen Charakters an den richtigen Platz setzt, oder sie setzen sich selber hin κατὰ τὴν τῆς εἱμαρμένης νόμον. Das wirkt nach z. B. auch in der Providenzschrift III 2, 4, 23 [175, 6], c. 6, 18 [177, 18], c. 8, 28 [180, 1], c. 13, 27 [184, 12], 17, 23 [189, 29] usw.

[91]) Gegen einen solchen λογισμός, eine solche πυοαίρεσις im Weltlauf wendet sich Plotin immer. Interessant der Vergleich IV 4, 33, 11 ff. [75, 3 ff.]: Ein Tänzer wählt nicht die einzelne Figuration eines Gliedes; diese ordnet sich vielmehr zwangsläufig der Gesamtintention ein.

[92]) IV 4, 39, 7 [81, 25].

[93]) IV 4, 45, 8 [86, 28] καὶ οἷον συναίσθησις παντὸς πρὸς πᾶν.

[94]) IV 4, 40, 1 [82, 13] gegenüber II 9, 14, 2 ff. [150, 22].

[95]) IV 9, 3, 1 [135, 10].

[96]) IV 5, 5, 29 [95, 5] mit c. 3, 36 [92, 25].

[97]) IV 3, 9, 22 [18, 19], II 9, 17, 7 [155, 12].

[98]) III 7, 11, 27 [258, 12].

[99]) I 8, 14, 51 [70, 30] (Überlief.), III 9, 2 (3), 12 [278, 30], III 4, 1, 10 [201, 11]; vgl. auch II 4, 12, 11 [112, 33] τόπος ὕστερος τῆς ὕλης.

möglich[100]). Die Zeit aber ist Leben der Seele (im Geist gibt es nur Ewigkeit), und insofern die Seele *eine* ist, ist auch die Zeit überall dieselbe[101]).

Die Seele darf als eigentliche Mitte des plotinischen Systems bezeichnet werden. Ihre Mittlerstelle, Dolmetscherrolle[102]) wird oft hervorgehoben. Sie ist Königin der uns zunächst gegebenen sichtbaren Welt, des mundus sensibilis, und als solche mit dem bisher behandelten teleologischen Problem – das ein Problem des mundus sensibilis ist – befaßt; sie steht am Rand der geistigen Region, die Plotin in einem Ableitungsbestreben, das Plato noch fernliegt, in drei sog. Hypostasen, das unaussprechliche Eine oder Gute, die geballte Vielheit des schöpferischen Geistes, der zugleich sein Objekt, das Sein, ist, und die Seele teilt, in dieser wieder eine überlegende, wahrnehmende und vitale unterscheidend, abnehmende Helligkeitsstufen[103]). Die unterste Stufe erzeugt die körpernahen Leidenschaften ebenso wie die Formen unserer körperlichen Welt. Die Seele gestaltet die sichtbaren Götterbilder, die Sterne, wie auch die Menschen und Tiere, weckt auf den regungslos daliegenden Himmel, wie der Sonnenstrahl am Morgen eine Wolke aufleuchten läßt[104]).

Aber die Seele hat nicht nur ein Gesicht nach unten, sie hat auch ein Gesicht nach oben. Zwar wird mit geradezu pedantischer Strenge immer wieder als naturgemäß die Stufenfolge der Hypostasen hervorgehoben, wird immer wieder die Naturnotwendigkeit der absteigenden Linie, um antiteleologische Folgerungen abzuwenden, unterstrichen: die Kraft des Einen muß sich zuerst im Geist, dann in der Seele zeigen, schließlich in dem von ihr organisierten mundus sensibilis, der nach dem Axiom abnehmender Seinserfülltheit des Erzeugnisses gegenüber dem Erzeuger nicht vollkommen sein kann[105]) und doch immer noch ein Wunder ist[106]). Aber im Grunde geht das ganze philosophische Bemühn Plotins darauf hinaus, diese Stufung aufzuheben, gebietet Aufsteigen zur Urstufe schon im irdischen

---

[100]) IV 5, 8, 1 [98, 9] nach c. 3, 15 [92, 3].

[101]) IV 4, 15, 2 [53, 21], III 7, 11, 43 [258, 29], III 7, 13, 65 [263, 14]. – Mit der Zeit verbunden gibt es auch Gedächtnis und diskursives Denken nur im seelischen Bereich, IV 4, 3, 3 [43, 30], IV 4, 1, 11 ff. [41, 33 ff.].

[102]) IV 3, 11, 19 [21, 8] *ψυχὴ ἑρμηνευτική*.

[103]) Herausgehoben sei die Hypostasenbehandlung innerhalb der zusammengehörigen Schriftfolge (R. Harder, Hermes 71, 1936, 1 ff.) III 8, V 8, V 5, II 9. Aufsteigend von der *φύσις* als unterer Seite der Seele behandelt III 8 zusammen Seele, Geist, Eines (oder Gutes, gemäß Platos Altersvorlesung, vgl. Anm. 36); V 8 das Geistreich des Schönen (davon unten), V, 5 das Eine, II 9, ausgehend von der Ablehnung einer größeren Zahl von Hypostasen (oben S. 8 f.), hauptsächlich den Bereich der Seele. Porphyrios riß die Stücke auseinander und paßte sie, so gut es ging, seiner Schriftenanordnung nach einer traditionellen Folge Ethik–Physik–Psychologie–Metaphysik (1; II f.; IV; V f.) ein; aber eine solche Thementrennung anerkannte Plotin nicht.

[104]) V 1, 2, 1 ff., 16 ff. [142, 11 ff., 26 ff.]. Plotin trennt ausdrücklich den Formungsakt vom Zeugungsakt des Räumlichen und Körperlichen III 9, 2 (3), 15 [279, 1], IV 3, 9, 26 [18, 23].

[105]) III 8, 5, 17 ff. [268, 12 ff.], III 8, 9, 42 [273, 32], III 3, 3, 30 [195, 10].

[106]) Nur der letzte Akt, der Abfall der Seele vom Rang der Gesamtseele und der Verlust der Mitverwaltung des Alls wird dem Naturzwang entzogen und dem Willen der sich zu ihrem Unheil individuierenden Seele anheimgegeben: V 1, 1, 4 [141, 6], V 1, 5, 2 [146, 4], IV 4, 3, 1 [43, 28], IV 7, 18 (13) 11 [122, 23], III 7, 11, 20 [258, 5], III 9, 2 (3) 10 [278, 28]; einmal vom *νοῦς* III 8, 8, 34 [272, 6].

Dasein, der kurzen Episode eines jenseitigen Seelendramas mit periodischen Abstürzen und Erhöhungen[107]). Wie aber die Seele auch in der Leiblichkeit durch Hinwendung zum Körperlichen tiefer stürzen kann, so vermag sie umgekehrt auch aufzusteigen, freilich nicht in einem intellektualistischen Sprung, sie muß sich selber finden, das physische Herabgeworfensein überwinden. Die Seele muß sich von der Zerstreuung im «Andern» zurückziehen, darf nicht dem Körper und den damit verbundenen Leidenschaften folgen, sie muß sich auf die individuelle Mitte konzentrieren, muß sich reinigen, innerlich die Tugenden üben (die zunächst der Seele angehören). Damit macht sie sich den Weg frei zu höherem Erkennen. Es geht nicht auf die Weise der Gnostiker – hier hebt Plotin die Antike vom Orient ab –, die ein magisches Gottgleichsein proklamieren, aber keine Seelenpflege und -reinigung kennen, und doch: ohne wahre Tugend ist Gott ein bloßer Name[108]).

Der Mensch wird durch seelische Erfahrung inne, daß sich hinter der sichtbaren Welt in ihm ein unendliches Kraftreservoir erschließt; als Seele ist er die Gesamtseele. Er hat alle Möglichkeiten in sich, und nur die Beschränkung durch den Körper läßt einen großen Teil ruhen, so wie in einem Lebewesen die einheitliche Gesamtwahrnehmung durch die Beschaffenheit der Organe zum beschränkten Hören, Sehen usw. wird[109]). Ja, die immer wirkenden Energien werden nur nicht alle apperzipiert[110]). Die Seele ist der Begriff aller Dinge, und zwar auf Grund der erwähnten Mittelstellung der letzte von den geistigen Dingen, der erste von den sinnlichen[111]), und so ist die Wahrnehmung eigentlich nur das Aktivieren oder, wie Plotin auch schön sagt[112]), Aufleuchtenlassen der innewohnenden Formen (so daß das erkenntnistheoretische Problem, wie äußere Wahrnehmung möglich ist, auch auf diese Weise gelöst wird) und das Gedächtnis ihre Kräftigung zur steten Bereitschaft. Daher schreibt Augustin[113]): Und es gehen die Menschen zu bewundern die Höhen der Berge und die unendlichen Fluten des Meeres und das breite Strömen der Flüsse und des Ozeans Umkreis und die Bahnen der Gestirne und verlassen sich selbst. Petrarca[114]) schlug, als er an einer Wende der Zeit den Mont Ventoux bestiegen hatte, zufällig diese Stelle auf, und der forschend nach außen gerichtete Fernetrieb wurde ihm selber unheimlich.

Indem aber Plotin weitergeht, im Menschen auch die ewigen ideellen Wesenheiten vorfindet und davon spricht, daß der Mensch selber die höhere geistige Welt,

---

[107]) IV 3, 12, 27 [22, 12], VI 2, 16, 3 [333, 27]. Wohl gegen die Christen ist gerichtet III 6, 5, 72 [227, 27] *ἡ δ' ἀληθινὴ ἐγρήγορσις ἀληθινὴ ἀπὸ σώματος, οὐ μετὰ σώματος, ἀνάστασις.* Im übrigen vergleicht auch Augustin conf. 9, 25 in einer neuplatonischen Schilderung des Aufstiegsweges momentane Gottschau im Diesseits mit der dauernden im Jenseits.

[108]) II 9, 15, 26 ff. [152, 30 ff.]. Über die *παρασκευή* (vgl. VI 7, 34, 11 [406, 7]) sonst VI 9, 7, 1 ff. [450, 1 ff.], V 3, 9, 3 ff. [166, 13 ff.], I 6, 9, 2 ff. [53, 5 ff.].

[109]) IV 3, 3, 17 [11, 31].

[110]) V 1, 12, 6 [153, 27], IV 8, 8, 5 [132, 24]; über die wahre, oben bleibende Seele vgl. Anm. 89.

[111]) IV 6, 3, 5 [101, 24].

[112]) IV 6, 2, 6 [101, 1], c. 3, 17 [102, 3]; c. 3, 30 [102, 16].

[113]) Conf. 10, 15.

[114]) Wie er in der berühmten Epistel fam. 4, 1 schildert.

der mundus intellegibilis, ist[115]), kann er so auch kühn sagen: Sich selbst sehen heißt das Seiende sehen und umgekehrt[116]). Damit sind die Ideen Platos in den Strom der seelischen Selbsterfahrung hineingelegt. Bei Plato spielt dieser Gedanke noch keine Rolle[117]). Die Tugend, die ihn zur Entdeckung des Ideenreiches führte, ist allerdings an die Seele gebunden, die Seele wird umgekehrt als ewig erwiesen durch diese Verwandtschaft mit Tugend und Idee, oder im Staat kann die richtige Seelenverfassung Urbild der Staatsverfassung sein, aber das hat keine Bedeutung für das philosophierende Ich. Seele wie Idee stehen Platos innerem Auge objektiv gegenüber. Mehr kennt, wie wir wissen, die Stoa das Zurückwenden des Blickes zum eigenen Innern, aber sie sinnt dank einem gewissen Lebensoptimismus[118]) nicht dem bittern Sturz der Seele in die Leiblichkeit und einer innerlich erfahrenen Wiedererhöhung nach, um daraus auf mächtigere Vorgänge außerhalb des irdischen Daseins zu schließen, sie rekonstruiert sich kein jenseitiges Seelendrama.

Nach Plotin erfährt nun der seelische Strom die Begegnung mit dem Seienden zugleich als Begegnung mit dem Schönen; der Neuplatoniker fühlt sich dabei in Übereinstimmung mit Plato (diese sucht er stets, nötigenfalls durch gezwungene Ausdeutung) und sieht im früher angeführten Aufstiegsweg des Gastmahls die Stufe der intelligiblen Welt, des Geistes, gleichgesetzt der des Schönen[119]). Der Mensch kann in sich Schönheit finden, soll sich also bemühn, selber schön zu werden. Wer sich gereinigt hat, wer, schön geworden, das Organ für das Schöne besitzt[120]), empfindet vor ihm Staunen, süße Erschütterung, Sehnsucht, Liebe, Unruhe mit Lust[121]). Aber freilich, ist die Schau des Schönen und der Wesenheit, wie sich Plotin nach Plato ausdrückt, auch das Letzte, ist das Schöne nicht Fassade eines noch dahinter Liegenden[122])? Wenn alles zum Guten strebt, d. h. im Hinwenden zum nächst höhern Prinzip Erfüllung findet, die Seele scheint zu etwas Mächtigerem als dem Schönen und dem Geist gewiesen zu werden, der metaphysische Trieb[123]) sie auf ein Höheres (oder Innerlicheres, denn sie hat es in sich) zu leiten, das Gute an sich. Vom Schönen, sagt Plotin, gibt es ein Erfassen bei Wissenden und Wachen und ein Erstaunen und Liebeserweckung, das Gute ist auch Schlafenden gegenwärtig und erstaunt nicht Sehende. Die Liebe zum Schönen bewirkt Schmerz,

---

[115]) III 4, 23 [203, 12], IV 7, 15 (10) 35 [120, 22].

[116]) IV 4, 2, 10 [43, 5], V 3, 6, 5 [162, 10]; *ἐπιστραφῆναι πρὸς τὸ εἴσω* z. B. auch VI 9, 7, 17 [450, 17].

[117]) A. Drews, Plotin, Leipzig 1907, 95; K. H. Volkmann-Schluck, Plotin als Interpret der Ontologie Platos, Frankfurt a. M. o. J. 62.

[118]) Seneca ad Polyb. 9, 6 omnis vita supplicium est, ist kein stoischer Gedanke: *τιμωρίαν εἶναι τὸν βίον* Krantor bei [Plut.] cons. ad Ap. 115 b.

[119]) I 6, 6, 21 [50, 24], V 8, 9, 40 [213, 7].

[120]) I 6, 9, 7 ff. [53, 10 ff.], c. 9, 31 [54, 3] im berühmten Vergleich mit dem sonnenhaften Auge.

[121]) I 6, 4, 16 [48, 2]; vgl. II 9, 16, 46 [154, 29], VI 7, 31, 6 [402, 23].

[122]) I 6, 9, 38 [54, 10]. Die zeitlich erste Schrift Plotins überlegt noch den Zusammenfall von *καλόν* und *ἀγαθόν*. Später trennt er bestimmt: VI 9, 4, 10 [445, 24], VI 7, 42, 18 [415, 17], V 8, 8, 5 [211, 11], V 8, 13, 11 [217, 7].

[123]) *ἔφεσις*, das Wort auch bei Numenios, Eus. pr. ev. 11, 18. 12. Plotin stellt fest, daß das Gute erstrebt *(ἐφετόν)* sei, nicht das Erstrebte das Gute, VI 7, 25, 16 [397, 11] nach c. 19, 1 [392, 9] und c. 24, 4 [396, 1].

weil man sehend trachten muß ... Das Gute ist mild und lieblich ... das Schöne aber bewirkt Erstaunen und Erschütterung und mit Schmerzlichem gemischte Lust, ja es zieht auch ab vom Guten, die davon nicht wissen, wie vom Vater abzieht das Geliebte[124]), eine tiefsinnige Betrachtung über die Unheimlichkeit des Schönen. Eine andere Stelle ergänzt: Untätig ist auch des Geistes Schönheit für die Seele, bevor sie des Guten Licht empfängt, und sie liegt von sich aus rücklings da und verhält sich allem gegenüber untätig, und ist auch der Geist bei ihr, so ist sie ihm gegenüber doch stumpf; wenn aber das Gute wie ein Wärmestrahl von oben kommt, erhält sie Kraft und wacht auf[125]). Und: Aus niemandem ist Gott (das Gute) weg, sondern er ist mit allen und sie wissen es nicht, denn sie fliehen selber aus ihm weg, vielmehr aus sich selber weg. Auch ein Kind, das außer sich ist im Wahnsinn, wird den Vater nicht kennen[126]). Aber der Mensch soll nicht nur unwissend getragen sein vom Guten, er soll sich ihm tätig zuwenden, d. h. nach plotinischer Auffassung, er soll in der geistigen Betätigung den Blick nach dem Höhern (oder Innern) richten, von dem Erfüllung des Wesens kommt[127]). Und die letzte Etappe des Aufstiegsweges soll Begegnung mit dem Einen allein, ja Vereinigung bringen[128]). Die Sprache versagt, das Tiefste zu bezeichnen. Als ein Aufgehen in einem Licht wird das Erfahren dessen, was die geistige Welt im innersten zusammenhält, beschrieben[129]). Lichtsymbolik, als platonisch von uns schon gestreift, und Mysteriensprache Platos und der Spätern spielt hinein, ohne daß dadurch Plotin gedankenmäßig in die Nähe des spätantiken Mysterienkultes oder gar indischer Mystik gerückt wird[130]). – Aus seelischer Erfahrung heraus sah Plotin, was dialektische Überlegung im Verein mit Plato-Interpretation gefordert hatte, gesichert, die Existenz des Einen Guten. Schwer freilich ist es zu sagen, welches Organ es faßt. Höchstens vom Ersten des Geistes oder Prinzip des Geistes kann Plotin tastend sprechen[131]) oder vom liebenden Geist gegenüber dem nüchternen Erfasser der intelligiblen Dinge[132]), oder auch vom Nichtgeist[133]), oder

---

[124]) V 5, 12, 9 ff. 33 ff. [192, 15 ff.; 193, 9 ff.]. Es wird unterschieden zwischen einer *ἀρχαιοτέρα καὶ ἀναίσθητος ἔφεσις* und dem Trachten nach dem Zweiten, dem Schönen: *ἔρως*, c. 16, 15 [192, 22 ff.]. Doch kann es heißen, daß es in den Seelen auch *τοῦ κάλλους ὄρεξις καὶ ἐπίγνωσις καὶ συγγένεια καὶ οἰκειότητος ἄλογος σύνεσις* gibt, III 5, 1, 17 [207, 14], und von dem Hingezogenwerden zum Schönen handelt auch I 6, 1, 8. 16 [44, 6. 16], c. 2, 3 ff. [45, 22 ff.].

[125]) VI 7, 22, 11 [394, 14].

[126]) VI 9, 7, 28 [450, 28].

[127]) V 6, 5, 18 [198, 21], VI 7, 15, 12 [387, 24], I 7, 1, 11 [55, 2]: *διχῶς τὸ ἀγαθόν, καὶ τῷ πρὸς Αὐτό* (das Eine) *ὡμοιῶσθαι* (vgl. VI 9, 11, 43 [456, 4] neben V 6, 5, 13 [198. 16]) *καὶ τῷ πρὸς Αὐτὸ τὴν ἐνέργειαν ποιεῖσθαι.*

[128]) Auch der intellektuelle, ja auch der sensitive Sehakt ist im Grunde Vereinigung von Sehendem und Gesehenem, V 8, 11, 21 [215, 15], III 8, 6, 16 [269, 17] mit c. 9, 6 [271, 9]. Auf allen Hypóstasenstufen, Eines–Geist–Seele, begegnet also eine analoge Vereinigung.

[129]) VI 7, 36, 20 [409, 3], V 3, 17, 34 [177, 13], V 5, 7, 21 ff. [188, 11 ff.], c. 8, 7 [188, 32].

[130]) Unvorsichtig E. Bréhier, La philosophie de Plotin, Paris o. J., 120 ff., E. Seeberg, Zeitschr. f. Kirchengesch. 61, 1942, 136 (für Ammonios Sakkas).

[131]) VI 9, 3, 27 [444, 19], V 1, 11, 7 [153, 12].

[132]) VI 7, 35, 23 [407, 26]. Verglichen wird hier der *νοῦς ἐρῶν* (= *δύναμις νοῦ*, c. 35,33 [408, 2]), der das Eine fassen will, mit dem noch nicht aktuellen *νοῦς* (der zweiten Hypostase), wenn er noch ungeformt hinblickt zur ersten Hypostase (*ἀτύπωτος ὄψις* V 3, 11, 12

schließlich einfach vom Gottgleichen in der Seele[134]). Sicher ist, daß kein diskursives Denken, keine Überlegung, auch kein Lernen unmittelbar hinführt, so sehr dieses nötig ist als Vorbereitung[135]). Überlegung gehört hauptsächlich dem praktischen Handeln an, das Plotin tief unter die Theorie hinunterdrückt (selbst das Schaffen der Natur ist ihm bis zum äußersten Rande Theoria)[136]), es macht unfrei, verstrickt in die Materie[137]). Frei ist die Seele, die das Gute gefunden hat[138]), wie dieses selber frei ist, sich selber setzte, da es nicht wieder ableitbar ist, sein Wille und seine Subsistenz sind identisch[139]). Das Bestreben der Ableitung, in der Hypostasenreihe sichtbar, findet nach oben einen kühn folgerichtigen Abschluß. Nur den selbstsetzenden Willen[140]) spricht Plotin Gott zu. Nach unten hat der neuplatonische Gott keinen Willen, nur *wir* streben nach *ihm*[141]). Um ein Geschöpf kümmert er sich nicht[142]).

Nicht senkt sich wie für den Christen ein liebender Gott hinunter, den Menschen auf Erden das Heil zu bringen. Des Menschen Tat ist es, die Stufen, die der Naturzwang über die Hypostasen nach unten schuf, zu überspringen und so beseligender Ruhe[143]) teilhaft zu werden. Das Vaterland ist da, woher wir gekommen sind, und der Vater dort ... Kein Rosse- noch Meerfahrzeug ist nötig, sondern alles weglassen, nicht sehen, ein anderes, inneres Auge aufwecken, das alle haben, aber wenige gebrauchen[144]). Augustin hat die Parabel vom verlorenen Sohn und seiner Heimkehr plotinisch vertieft gedeutet[145]), er setzt sich nach neuplatonischer Vorschrift auf den Marsch zum innern Aufstieg[146]), er spricht vom Herzen, das unruhig ist, bis es in Gott ruht[147]), aber er blieb Christ. Über der Gleichheit der Formulierungen stehen andere, wesentlicher das Gesicht von antiker Philosophie und christlicher Religion bestimmende Züge. Die Menschheit verlangte nach einem Vatergott, der nicht als schöne Metapher[148]) einen geistigen Kosmos krönte[149]); sie verlangte eine Ethik, die sich nicht im innern Aufstieg erschöpfte – denn für den Neupla-

[169, 17] mit einer *θέξις ἀνόητος*, V 3, 10, 42 [168, 27], einem *βλέπειν ἀνοήτως*, VI 7, 16, 14 [388, 23]).

[133]) V 5, 8, 24 [184, 15]; vgl. III 8, 9, 32 [273, 22].

[134]) III 8, 9, 22 [273, 12], VI 9, 4, 27 [446, 9].

[135]) VI 7, 36, 3 ff. [408, 18 ff.], VI 9, 4, 15 [445, 29]. VI 9, 10, 5 [454, 10], IV 8, 1, 7 [124, 6] (beim Abstieg), V 3, 17, 24 ff. [177, 2 ff.].

[136]) III 8, 3, 6 ff. [265, 27 ff.].

[137]) VI 8, 6, 10 ff. [421, 22 ff.], c. 5, 32 [421, 7].

[138]) VI 8, 15, 21 [433, 29].

[139]) VI 8, 13, 7. 53 ff. [430, 9; 431, 20 ff.], c. 15, 8 [433, 16] u. a. Noch ohne die tiefe Willensproblematik Seneca in exhortationibus (fr. 15 Haase) bei Lact. inst. 1, 7, 13; vgl. Hermet. 15 (16), 19 (354, 7 Reitz.) *θεὸς ἑαυτὸν ποιεῖ*, ähnlich Aristides *εἰς Δία* 8; Joseph. ant. 8, 280, der Judengott *ἔργον αὑτοῦ*.

[140]) Über eine Ähnlichkeit mit Fichte M. Wundt, Plotin 71.

[141]) VI 9, 8, 33 [451, 33], VI 8, 7, 44 [423, 32], VI 8, 16, 11 [434, 24], VI 9, 6, 40 [449, 15].

[142]) V 5, 12, 43 [193, 20].

[143]) VI 9, 8, 43 [452, 9] *ἀνάπαυλα*, vgl. III 9, 3 (9), 3 [280, 9], VI 7, 23, 4 [395, 10].

[144]) I 6, 8, 21 ff. [52, 30 ff.].

[145]) Conf. 1, 28 u. a.

[146]) Conf. 9, 24 f.

[147]) Conf. 1, 1.

[148]) Zu den genannten Stellen noch VI 9, 9, 39 [453, 17] und besonders V 1, 1, 1 [141, 2]. Auch sonst widersprach die ästhetisch-allegorische Vielheit des Göttlichen der jetzt gefor-

toniker führt der Weg selbst über die Tugend, die ἀρετή hinaus[150]), und die Tugenden sind als innerliche Verhaltungen, nicht als praktische Leistungskräfte wertvoll[151]). Es ist die völlige Verkehrung des sokratischen Ausgangspunktes. Für Sokrates entzündete sich das Problem der praktischen Vernunft gerade an der Rettung des Lebens in der Gemeinschaft; Plotin aber sagt: Das Vaterland kann ja von einem Schlechten gerettet werden[152]). – Vielmehr in der politischen Erschütterung des ausgehenden Altertums forderte die Menschheit Leistung, aber auch Demonstration der Leistung und ihres Gegenteiles in Kirchenorganisation und Bußdisziplin. Und sie nahm die Zeit ernst und wichtig, nicht als rundes Gefäß, in dem die untern seelischen Akte sich bewegen, sondern als festes Rückgrat einer äußern Heilsgeschichte, die in unwiderruflicher Gerichtetheit ein einmaliges Erlösungsziel verfolgte sowohl wie garantierte.

Und doch ist der Neuplatonismus nicht nur ein würdiger Abschluß denkerischer Leistung der Antike, er hat sich, wie der antike Humanitätsgedanke überhaupt, durch die Entzeitlichung auch die Möglichkeit geschaffen, sich mit neuen Zeiten zu verbinden, neue Geschlechter auf das überzeitliche Reich der Seele zu weisen.

---

derten ernsten Bestimmtheit. Doch wandte sich Plotin zum voraus gegen den Vorwurf, II 9, 9, 35 [144, 22] *οὐ γὰρ τὸ συστεῖλαι εἰς ἕν, ἀλλὰ τὸ δεῖξαι πολὺ τὸ θεῖον, ὅσον ἔδειξεν αὐτός, τοῦτό ἐστι δύναμιν θεοῦ εἰδότων*, vgl. Porphyrios c. Christ. fr. 75 Harnack.

[149]) I 1, 8, 9 [8, 30], V 3, 12, 42 [171, 16], V 5, 3, 4 [183, 26] u. ä.

[150]) VI 9, 11, 17 [455, 10]; vgl. c. 11, 46 [456, 6].

[151]) I 5, 10, 13. 19 [43, 15. 22], VI 8, 6, 20 [421, 32] zusammen mit c. 5, 35 [421, 10]; die schon stoische Lehre, daß die Glückseligkeit nicht durch Zeitdauer zunimmt, wird in der Schrift I 5 auf Grund plotinischer Abwertung von Zeit und – damit verbunden – von Praxis gesichert; vgl. c. 10, 3 [43, 6].

[152]) I 5, 10, 15 [43, 18].

Graeca

Von † *Jacob Wackernagel*

Aus dem Nachlaß herausgegeben von *Albert Debrunner*[1])

1. Das «Absolutivum» *ἀγχίμολον*

Hermann Jacobi sprach schon 1897 (Compositum und Nebensatz 99ff.) die Vermutung aus, daß das altindische «Absolutivum» aus einer Sprachperiode stamme, wo es noch keine adverbialen Nebensätze und auch noch nicht Partizipien nach späterer Art gab, wie aus primitiv gearteten Sprachen wie dem Telugu erhelle, wo die Begleithandlung der durch das Hauptverbum ausgedrückten Haupthandlung durch ein «verbal participle» gegeben wird. Während nun das Absolutivum auf *-tvā* eine altindische Neubildung aus den *tu*-Stämmen sei, mit der man einer überkommenen Kategorie ein neues Ausdrucksmittel gab, mache das andere Absolutiv, das auf *-am* – das im spätern Sanskrit selbst schon ziemlich veraltet ist – den Eindruck eines alten Erbstücks, besonders da es der Komposition mit Nominalstämmen fähig sei[2]), wodurch es sich als ein zur Worteinheit verschmolzener Teilsatz der Grundsprache darstelle. Obwohl grundsprachlich, sei aber diese Bildung auf *-am*, wie die Kategorie des Absolutivums überhaupt, den übrigen indogermanischen Sprachen abhanden gekommen. Ich glaube, was diesen letzten Punkt betrifft, die Bemerkungen Jacobis berichtigen und ergänzen und eben dadurch seine Theorie stützen zu können.

ἀγχίμολον «nahe» kommt in der Ilias (abgesehen von *Ω* 352) nur in der wenig variierten Phrase *ἀγχίμολον δέ οἱ* (oder *δέ σφι* oder *ῥά οἱ*) *ἦλθε* vor: *Δ* 529, *Π* 820, *Ω* 283. Diese Phrase ist auch in der Odyssee nicht selten: *ϑ* 300, *ο* 57.95, *υ* 173, *ω* 99.439. Ähnlich, doch ohne Dativ, *ξ* 410, *ω* 19.386, mit Dativ und *ἔπ(ι)* *χ* 205 = *ω* 502. Statt *ἦλθε* steht das Partizip in *ϱ* 260f. *ἀγχίμολον δ' Ὀδυσεὺς καὶ δῖος ὑφορβὸς στήτην ἐρχομένω*, ein anderes Verbum in *ϱ* 336 *ἀγχίμολον δὲ μετ' αὐτὸν ἐδύσετο δώματ' Ὀδυσσεύς*.

Stärker weicht *Ω* 352 ab: *τὸν δ' ἐξ ἀγχιμόλοιο ἰδὼν ἐφράσσατο κῆρυξ*. Man könnte geneigt sein, hierin einen von der eben besprochenen Phrase unabhängigen alten Ausdruck zu erkennen. Aber als solcher wäre dieses *ἐξ ἀγχιμόλοιο* «aus der Nähe» nicht zu verstehen. Was sollte darin das *-μολο-*? Bei diesem verhältnis-

[1]) Die Anmerkungen und geringe Zusätze stammen von mir. *A. D.*]

[2]) Z. B. *kakup-kāram* «in die Form des Kakubh-Metrums bringend», *nāma-grāham* «mit dem Namen bezeichnend»; vgl. jetzt L. Renou Mém. Soc. ling. 23, 6 (1935), S. 368ff.

mäßig jungen Buch der Ilias sind wir berechtigt, ja verpflichtet, für darin neu auftauchende Wendungen zunächst nach einem Vorbild in der ältern Ilias zu suchen. Und nun ist das alte *ἀγχίμολον ἦλθε* sehr wohl als Vorbild von *ἐξ ἀγχιμόλοιο ἰδών* denkbar. *ἀγχίμολον* schien einfach «nahe» zu bedeuten, *ἀγχίμολον ἦλθε* mit *σχεδὸν ἦλθε, σχεδόθεν ἦλθε, ἐγγύθεν ἦλθε* gleichwertig zu sein. Nun kommen die Ausdrücke der Nähe (und Ferne) von jeher auch in ausgesprochen ablativischer Funktion vor, z. B. bei Verben des Sehens, um den Standpunkt des Sehenden zu bezeichnen; z. B. Hdt. 4, 31 *ὅστις ἀγχόθεν χιόνα ἁδρὴν πίπτουσαν εἶδε* usw., ε 283 *τηλόθεν ἐκ Σολύμων ὀρέων ἴδεν*. Wollte nun der Verfasser von *Ω* das altertümlich-vornehme *ἀγχίμολον* in dieser Weise benutzen, so hinderte ihn das Metrum, ein dem *σχεδόθεν* genau entsprechendes **ἀγχιμολόθεν* zu verwenden. Er griff daher zur Umschreibung mit *ἐξ*, deren Gleichwertigkeit mit der Adverbialbildung auf *-θεν* für Homer aus den Verbindungen wie *ἐξ δμόθεν, ἐξ οὐρανόθεν* und Ausdrücken wie *τηλόθεν ἐκ Σολύμων ὀρέων, ὑψόθεν ἐξ ὀροφῆς* folgt.

Nach Homer kommt das Wort nur bei Nachahmern Homers vor[3]). Wenn *Ἀγχίμολος* als Name eines eleischen Philosophen des 4. Jahrhunderts v. Chr. bei Ath. II 44c nicht nach Diog. Laert. II 126, wo derselbe Mann *Ἀγχίπυλος* heißt, zu korrigieren ist, sondern umgekehrt die Diogenesstelle nach Athenaeus, so haben wir eine an Homers *ἀγχίμολον ἦλθε* angelehnte freie Namenbildung; ebenso in dem Namen des Spartaners *Ἀγχιμόλιος* bei Herodot 5, 63[4]). Anchemolus Verg. Aen. X 389. Ganz ohne Bedeutung ist das byzantinische *ἀγχιμόλως*.

Alt und ursprünglich ist also bloß die Wendung *ἀγχίμολον ἦλθε*, und allein diese ist einer Erklärung des Kompositums zugrunde zu legen. Man nimmt es allgemein als adverbiell gebrauchtes Neutrum eines Adjektivs *ἀγχίμολος*, das in Aeschylus' *ἐπίμολος* «advena» oder «Angreifer» (Sept. 629) und in dem seit der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. belegten *αὐτόμολος*[5]) «Überläufer» eine Stütze hätte. Man bleibt dabei die Antwort darauf schuldig, warum es dann nicht gemäß der bei *ἔρχεσθαι* sonst üblichen Konstruktion *ἀγχίμολος ἦλθε* heißt. War dies das Ursprüngliche, so war es sicher gegen den Einfluß etwa von *σχεδὸν ἦλθε* eben durch die sonstigen nominativischen Ausdrücke geschützt. Nur wenn es von Hause aus *ἀγχίμολον* hieß, ist das *-ον* begreiflich. Dann aber findet das Wort nur, aber völlig zutreffend, seine Erklärung durch die indischen Absolutiva[6]). Es ist, wie sie, kom-

---

[3]) [Hes.] Scut. 325 *ἀγχίμολον δέ σφ' ἦλθε*, Ap. Rh. 4, 1001 *μάλ' ἀγχίμολον στρατὸς ἐξεφαάνθη*, Nonn. ev. 12, 87 *ἀγχιμόλῳ προσιόντες ... Φιλίππῳ*, Theocr. 25, 203 *οἳ ἔθεν ἀγχίμολοι ναῖον* (Konjektur für *ἀγχόμοροι* oder *ἀγχίμοροι*). Nonn. Dion. 25, 426 *ἀγχιμολεῖν ἔσπευδες*.

[4]) Zu was für einem Vollnamen die Kurznamen *Μόλων, Μολίων, Μόλλις* (Fick-Bechtel, Griech. Personenn[2]. 211, Bechtel Hermes 34; 405) gehören, wissen wir natürlich nicht.

[5]) Für *οἰνομόλησε* einer Inschrift von Eresus (O. Hoffmann, Griech. Dial. II Nr. 119 A 2) wird jetzt *(ἀ)νοικοδόμ[η]σε* gelesen (s. Schwyzer, Dial. Gr. exempla Nr. 632).

[6]) Schwyzer, Griech. Gr. 1, 626 vergleicht das *-ον* der Adverbia auf *-δον* mit dem altindischen Absolutivum auf *-am* («vielleicht auch osk.-umbr. Inf. *-um*») (vgl. auch Renou a. a. O. 391 A.) und fügt in der Fußnote 7 bei: «Wohl aber wird hom. *ἀγχίμολον* ein ‚Absolutivum' mit bloßem *-ον* (nicht *-δον*) sein.» Daß die beiden Gelehrten offenbar unabhängig zu dieser Erklärung gekommen sind, ist bemerkenswert.

poniert. Es hat die gleiche Endung; denn daß das altindische *-am* auf indogermanischem *-om* beruht, ist ohne weiteres möglich; ja es ist sogar wahrscheinlich wegen Ath. Veda 4, 16, 2 b *pra-tánkam* (etwa «vorwärtsstürmend»), Taitt. Samh. *á-pari-vargam* «ohne Auslassung», Kaush. Br. *ut-sargam* (S'atap. Br. *ut-sárjam*) «entlassend», Ait. Br. 4, 27, 4 *upa-vi-mokam* «(die Zugtiere) wechselnd», deren Guttural dunkeln Vokal der Endung voraussetzt. Und namentlich stimmt die Funktion. Außerordentlich oft hat das Altindische dasselbe Verb zuerst im Absolutiv und dann als Verbum finitum, z. B. *s'ushka-pesham pinashti* «trocken quetschend quetscht er», *ūrdhva-s'osham s'ushyati* «an der Spitze verdorrend verdorrt es» (Jacobi a. a. O. 102, Renou a. a. O. 369f. 377f.). Gerade so *ἀγχίμολον ἦλθε* «nahekommend kam er», nur daß statt des als Simplex im Indikativ dem Homer fremden *ἔμολε* das Synonymum *ἦλθε* gesetzt ist[7]). Man halte mir nicht das Dasein von *ἐπίμολος* und *αὐτόμολος* entgegen. Denn auch das indische Absolutiv hat solche «Relativpartizipia» (nach Jacobis Ausdruck) neben sich; z. B. neben den Absolutiven *cauram-kāram*, *svādum-kāram* «zum Dieb machend», «süß machend» (Pān. 3, 4, 25f.) steht das mit *αὐτόμολος* völlig gleichartige *kumbhakāra-* «Topfmacher» (Jacobi a. a. O. 103; vgl. auch Renou a. a. O. 368f. 389f.). Wie der Parallelismus dieser Bildungen zu erklären ist, geht uns hier nichts an. Jedenfalls ist dieses *-ον* = *-am* gänzlich zu trennen von den Infinitiven auf *-om*, die wir im Oskisch-Umbrischen (R. v. Planta, Gramm. d. o.-u. Dialekte II 403f.) und nach Postgates schönem Nachweis in lat. *-turum*[8]) haben. Wenn die griechische Imperativendung *-σον* (nicht *-ον* trotz Brugmann, Grundriß[2] II 3, 581) eigentlich zum Infinitiv gehören sollte[9]), ist sie wohl an die altindischen Infinitive auf *-sani* anzugliedern.

Ein zweites Beispiel des Absolutivs auf *-om* weiß ich aus dem Griechischen nicht beizubringen. Dagegen steht auch das jüngere Absolutiv des Altindischen auf *-tvā* nicht ganz isoliert da. Auch in den klassischen Sprachen sind aus denselben oder ähnlichen Mitteln ihm verwandte Ausdrücke geformt worden. Ganz nahe kommen ihm zunächst die lateinischen Bildungen auf *-tū*, soweit sie das ausdrücken, was der durch das Verbum finitum ausgedrückten Handlung vorausgeht und für sie maßgebend ist[10]), wie z. B. die vorklassisch und klassisch mit Genitiv oder Possessivum verbundenen *attactu coactu compressu concessu efflagitatu inventu invitatu jussu missu oratu profectu* (von *proficisci* bell. Hisp.; vgl. Mommsen, Hermes 28, 612) *rogatu scitu suasu* usw., die erst nachträglich (wenn überhaupt) die gewöhnliche ablativische Funktion und andere Kasusformen hinzunehmen. Manche, wie *adventu consensu impulsu occasu* vereinigen schon früh die Funktion als Absolutiva und die Geltung als Ablative eines Nomen actionis auf *-tus*. Beachtenswert und

[7]) Vgl. auch *ἐπίκλην καλεῖσθαι* und *λέγεσθαι* bei Plato (*ἐπίκλησιν καλεῖν* bei Homer) sowie Plaut. Amph. 276 *statim stant signa* «die Sternbilder stehen standfest», Cas. 443 *recessim cedam*, Pseud. 358 *cursim curram*.

[8]) S. Stolz-Leumann, Lat. Gramm.[5] 342.

[9]) Doch s. jetzt Schwyzer, Griech. Gr. 1, 803 *β*.

[10]) Vgl. Wackernagel, Vorles. üb. Syntax[2] I 280.

mit altindisch *a-bhrtvā* u. dgl. «ohne getragen zu haben» vergleichbar sind die mit dem privativen *in-* gebildeten *in-jussu* «ohne Geheiß», *in-consultu meo* «ohne mich um Rat zu fragen». Auch das altlateinische *simūtū* «zugleich» gehört wohl hierher; es scheint eigentlich «zusammengehend» bedeutet zu haben und das im Latein sonst verschollene *sem-* «zusammen» zu enthalten (vgl. W. Lindsay, Latin Language 565, der auch *actūtum* «sofort» in *actu* «on the act» und *tum* «dann» zerlegt)[11]). Die Länge des *ī* ist kein Hindernis; im Gegenteil.

[Wackernagel wollte offenbar im Zusammenhang damit die Adverbia auf *-τί -ί -εί* und die altindischen Bildungen vom Typus *ákshiti* «*ἄφθιτον*», sowie die Possessivkomposita auf *-i-* (*inermis* zu *arma* usw.) behandeln; vgl. dazu Schwyzer, Griech. Gr. 1, 450 d 1; 623, 9. Ein Stück Ausarbeitung, wohl ältern Datums, liegt im Nachlaß vor, aber noch viel mehr weiteres Material, dessen Einarbeitung sehr zeitraubend wäre. *A. D.*]

2. *προμήθεσαι*

P. Maas hat erkannt, daß das als Schlußwort eines wohl altjonischen Verses überlieferte *προμήθεσαι* 2. Sg. Imper. aor. sein muß (KZ 60, 1933, 286). Er legt der Form ein Präsens **προμηθέσσομαι* zugrunde, zu dem sie sich verhielte wie die *κυνηγεσ-*Formen zum Präsens *κυνηγέσσω, ἤρεσα* zu *ἐρέσσω* (vgl. A. Debrunner IF 21, 1907, 254ff.). Aber es ist überflüssig, für obige Form eigens ein Verbum von ganz seltenem Typus zu konstruieren. Bei einem vermutlich jonischen Dichter wird man an das gerade bei den Joniern reichlich bezeugte Verbum *προμηθεῖσθαι* denken, das schon A. Körte (Arch. f. Pap.f. 10, 1931/32, 43) herangezogen hat. *Dieses Verbum gehört zu dem alten Adjektiv προμηθής* (und dessen Abstraktum *προμήθεια*), *muß also ursprünglich wie τελεῖν flektiert worden sein; dazu stimmt προμήθεσαι* genau. Allerdings findet sich von dem Verbum auch eine Bildung mit *-η-* an Stelle des diesem Ursprung gemäß zu erwartenden *-εσ-*: Aesch. Hik. 357 *ἀπρομηθήτων*, worauf mich Maas aufmerksam gemacht hat. Weitere Belege einer nicht dem Präsensparadigma angehörigen Form, sei es mit *-εσ-*, sei es mit *-η-*, gibt es von *προμηθεῖσθαι* anscheinend bisher nicht. Für *προμηθηθείη*, das Steph. Thesaurus aus Hippokrates *περὶ ἄρθρων* 14 anführt und das noch von Littré IV 118, 10 geboten wird, liest nun Kühlewein II 134, 17 nach dem sichern Zeugnis der Überlieferung *προθυμηθείη* (womit man die antike Variante *προμηθεῖσθαι* für *προθυμεῖσθαι*, das Wilamowitz mit dem Mediceus Aesch. Prom. 381 schreibt, vergleichen mag). Jedenfalls braucht uns jenes aeschyleische *ἀπρομηθήτων* in unserer Erklärung von *προμηθεῖσθαι* nicht irre zu machen.

Übergänge vom *τελεῖν*-Typus zu dem viel häufigern *φιλεῖν*-Typus finden sich auch sonst (vgl. G. Curtius, Verbum[1] 1, 380); bei einer Reihe von solchen Verben

[11]) Vgl. dazu Walde-Hofmann, Lat. et. Wb.[3] 1, 10.

ist sogar schon bei Homer die *η*-Flexion ganz durchgeführt: z. B. *ἀλγήσας, ἀνθῆσαι, θάρσησε, τεθαρσήκασι* (E. Risch, Wortbildung d. hom. Sprache, Berlin 1927, 265 ob.; E. Schwyzer, Griech. Gramm. 1, 724, 1). Von *ἀκηδεῖν*, das sich zu *ἀκηδής* gleich verhält wie *προμηθεῖσθαι* zu *προμηθής*, bildet zwar Homer (neben *ἀκήδεστος*) *Ξ* 427 noch das normale *ἀκήδεσεν* (oder *ἀκηδέσατο*), aber Apollonius Rhod. 2, 98 nach der Lesung des Choiroboskos *ἀκήδησαν* (weitere Belege von *ἀκηδησ-* zitiert man aus Quintus Smyrn.; dazu vielleicht Soph. Ant. 414). Entsprechendes gilt von den Formen mit *ἀφειδησ-*, das bei Apollonius und Sophokles an den Stellen überliefert ist, wo man *ἀκηδησ-* liest.

Sogar bei *τελεῖν* findet diese Ausweichung statt: *τελήσασθαι* wird von Veitch (Greek Verbs ... s.v.) aus Aristides zitiert, und *τετέληκα* liest man in der ebenfalls der Kaiserzeit angehörigen Inschrift von Branchidai CIG 2885. 7. Ein älteres Beispiel (aus der Zeit um 200 v. Chr.) glaubt Dittenberger liefern zu können: in der Inschrift aus Mykonos (Syll.[3] 1024) weist er für Zl. 22 *ὅσαι ... τετελ.νται* die Ergänzung *τετέλ[ε]νται* als grammatisch nicht zu rechtfertigen zurück und schreibt *τετέλ[η]νται*. Aber Latyschew könnte sehr wohl recht haben: *τετέλενται* als Passivform zu *τετελέκασι* entspräche dem Verhältnis von *λέλυνται* zu *λελύκασι*, von *δέδενται* zu *δεδέκασι*. So bleibt dieses Beispiel zum mindesten unsicher. Noch älter wäre *τετελημέ[να]* in einer bustrophedon geschriebenen Inschrift von Gortyn (SGDI 4963, 1), das indessen von Blaß (Kühner-Blaß II 548) auf *τετελεσμένα* mit *-ημ-* für *-εσμ-* zurückgeführt wird (Bedenken hiegegen bei Bechtel, Griech. Dial. 2, 688).

Vielleicht zeigt schon unser Homertext eine solche Abirrung: *Ω* 240 *κηδήσαντες* und *Ψ* 413 *ἀποκηδήσαντε* scheinen an Stelle eines *(ἀπο)κηδεσσ-* zu stehen, gebildet aus der Wurzelform *κηδε-*, die gemäß *κηδε-μών* und Aesch. Sept. 137 *κήδεσαι* anzusetzen ist.[12])

[12]) Zu den Übergängen vom *τελεῖν*-Typus zum *φιλεῖν*-Typus und umgekehrt vgl. auch Schwyzer, Griech. Gramm. 1,753 *δ*.

Vegetianum

Von *Max Niedermann*

In einer Rezeptformel des Apsyrtus nennt Vegetius mulomed. III 13, 4 in asyndetischer Aneinanderreihung von Akkusativen und partitiven Genitiven folgende Spezies: *folium, spicae nardi, crocum, piper album, piper longum, piper nigrum, opopanacis radicem, casiae dafnitis* usw. Falls die Überlieferung heil ist, so hat hier *opopanax* nicht wie sonst die Bedeutung «Gummiharz der Pflanze *panax*», sondern bezeichnet die Pflanze selber. Dasselbe gilt von zwei andern Stellen, nämlich mulomed. I 59: *murrae unc., opopanacis radicis, draconteae ana semunc.* usw. und II 119, 7: *murrae unc. II, opopanacis unc. II, eiusdem radicis ⟨unc. II⟩, croci semunc.* Demgemäß bucht Lommatzsch im Index specierum seiner Ausgabe S. 334 anscheinend mit Recht *opopanacis radix*. Bei näherem Zusehen erheben sich indessen gewichtige Bedenken. In der Mulomedicina Chironis, bei Pelagonius und bei Vegetius begegnet *panax* nie allein, sondern stets nur in der Verbindung *panacis radix*, das in allen drei Texten sehr häufig bezeugt ist; vgl. Mulomed. Chiron. 291. 330. 333. 410. 412. 440 usw.; Pelag. 21. 78. 103. 109. 111. 116. 128 usw.; Veget. mulomed. I 14, 5. 17, 14; II 12, 4. 97, 3. 120, 2; III 13, 2 usw. Umgekehrt kommt *opopanax* (abgesehen von den drei oben genannten Vegetiusstellen) durchweg allein vor, und zwar ebenfalls sehr oft, so Mulomed. Chir. 280. 333. 405. 414. 818. 831. 858. 860 usw.; Pelag. 35. 111. 114. 118. 144. 230 usw., Veget. mulomed. I 20, 1. 44, 5. 45, 2; II 22, 12. 49, 4. 54, 4. 79, 18 usw. Mitunter figurieren beide Spezies, *panacis radix* und *opopanax*, in einem und demselben Rezept, wie etwa Mulomed. Chir. 333 oder Pelag. 111. Daraus folgt, daß bei der Zubereitung gewisser Arzneimittel teils das Harz und teils die pulverisierte Wurzel der in Rede stehenden Pflanze oder beide zusammen Verwendung fanden, nicht aber die ganze Pflanze. *Opopanacis unc. II, eiusdem radicis ⟨unc. II⟩* kann also nicht heißen «zwei Unzen der Pflanze *opopanax* und ebensoviel von deren Wurzel», was ja auch in logischer Hinsicht widersinnig wäre; mit andern Worten, man darf aus dieser Stelle nicht schließen, daß *opopanax* bisweilen gleichbedeutend war mit *panax*, und braucht es auch gar nicht zu tun. Vielmehr ist *opopanacis unc. II, eiusdem radicis ⟨unc. II⟩* so zu beurteilen wie bei Schiller (Wallensteins Tod, zweiter Aufzug, dritter Auftritt): *Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er* (nämlich *der Mensch*) *dem Weltgeist näher ist als sonst*, das heißt *eiusdem* bezieht sich nur auf das in *opopanacis* enthaltene *panacis*. Man denke auch an Inkonzinnitäten des Ausdrucks, wie wenn Caesar, bell. Gall. I 40, 5 sagt *seruili tumultu, quos* (i. e. *seruos*) *tamen aliquid usus ac disciplina ... subleuarent*

oder Cicero, de diuin. II 31 *Pherecydeum illud ... qui* (sc. *Pherecydes*) *dixit*. Gerade die späteren Mediziner bieten einschlägige Beispiele in großer Zahl, wofür auf Eduard Liechtenhan, Sprachliche Bemerkungen zu Marcellus Empiricus (Diss. Basel 1917), S. 105, und Niedermann, Revue de philologie XLVII 52 s. verwiesen sei. An der Stelle Vegetius mulomed. III 13, 4 läßt sich der Anstoß leicht dadurch beseitigen, daß man mit einer paläographisch einwandfreien Besserung schreibt *opopanacis, ⟨panacis⟩ radicem*. Eine genau vergleichbare Verderbnis liegt im Corpus hippiatricorum Graecorum I p. 118, 6 ed. Oder-Hoppe vor, wo das überlieferte *ὀποπάνακος ῥίζης γῶ α΄* nach Ausweis der lateinischen Vorlage Pelagonius 111 *opopanacis –, iris Illyricae – s., panacis radicis* – aus *ὀποπάνακος ⟨γῶ α΄, ἴρεως Ἰλλυρικῆς γῶ α C΄, πάνακος⟩ ῥίζης γῶ α΄* verstümmelt ist zufolge Abschweifens des Kopisten vom Hinterglied von *ὀποπάνακος* zu dem *ῥίζης* vorangehenden *πάνακος*. Endlich lehrt der Vergleich von Vegetius mulomed. I 59 *murrae unc., opopanacis radicis, draconteae ana semunc., croci unc. I, tracanthi unc. VI, castorei unc. I, absinthii Pontici fasciculos II* mit Pelagonius 454 *murrae – II, panacis radicis – II, draconteae – I, calami aromatici – II, croci – IIII, tracanthi – II, opopanacis – IIII, castorei – IIII, absinthii Pontici fasciculos n. III* und mit Corpus hippiatr. Graec. I p. 400, 6 ss., wo sich unter den in anderer Reihenfolge aufgezählten Ingredienzen ebenfalls sowohl *πάνακος ῥίζα* als *ὀποπάναξ* befinden, daß auch bei Vegetius in der ursprünglichen Fassung *panacis radix* und *opopanax* gestanden haben. Darauf deutet auch die Lesart der Handschrift P (= codex Parisinus 7018 saec. XIV) hin, die statt des einen *opopanacis radicis* bietet *opopanacis radicem unc. s., oppopanacis unc. I*.

Zusammenfassend muß somit festgestellt werden, daß ein *opopanacis radix* durch keine der im Vorstehenden besprochenen Vegetiusstellen gesichert ist, sondern daß es sich im Gegenteil an allen um *panacis radix* handelt. Dessen ungeachtet gibt es aber doch gewisse Anhaltspunkte dafür, daß wenigstens in der byzantinischen Gräzität *ὀποπάναξ* eine Ausweitung seiner Bedeutung erfahren hat, so daß es nicht mehr bloß das Harz der Pflanze *πάναξ* bezeichnete, sondern diese selber. So hat im Corpus hippiatricorum Graecorum I, p. 119, 3 s. die Handschrift M (= codex Parisinus Milleri 2322 saec. XI) *πάνακος ῥίζης γῶ μίαν* in Übereinstimmung mit Pelagonius 382 *panacis radicis* –, während man in B (= codex Berolinensis Graecus 134, olim Phillippicus 1538 saec. IX) liest *ὀποπάνακος ῥίζης γῶ μίαν*. Daß diese letztere Variante nicht ein Schreibversehen, sondern einen eigenmächtigen Eingriff in die Überlieferung darstellt, leuchtet ohne weiteres ein[1]). Der Kopist hat *πάνακος* durch *ὀποπάνακος* ersetzt, weil *ὀποπάναξ* der zu seiner Zeit übliche Name der früher immer *πάναξ* genannten Pflanze war. So ist auch in den Excerpta des 1470 *διὰ χειρὸς Δημητρίου τοῦ Δρωσινοῦ* geschriebenen codex Lugdunensis

[1]) Über das Verhältnis der beiden Handschriften M und B urteilen Oder und Hoppe in der Praefatio des zweiten Bandes ihrer Ausgabe des Corpus hippiatricorum Graecorum p. XVIII folgendermaßen: in hoc codice (sc. M) quamquam non raro corrupto ubique verba scriptorum genuina servata esse, quae redactor codicis B suo arbitrio limavit, iam in priore praefatiuncula (vol. I, p. V) diximus.

Vossianus 4⁰ no. 50, Corpus hippiatricorum Graecorum II p. 293, 23, an *ὀποπάνακος τὴν ῥίζαν ÷ α′* nicht zu rütteln als einem Zeugnis für in der Sprachstufe des Schreibers dieser und wahrscheinlich bereits einer früheren Handschrift mit *πάναξ* synonymes *ὀποπάναξ*. Daher endlich der Name *Opopanax hispidus*, den dieses Umbelliferengewächs in der modernen botanischen Terminologie führt.

Die hier in Rede stehende Bedeutungsentwicklung hat man sich wohl folgendermaßen zustande gekommen zu denken.

Gr. *βάλσαμον* und das daraus entlehnte lat. *balsamum* bezeichneten von Hause aus den Balsamstrauch; das aus dessen angeritzten Zweigen gewonnene ätherische Öl, der Balsam, hieß gr. *ὀποβάλσαμον*, lat. *opobalsamum*; vgl. z. B. Servius ad Georg. 2, 119: *balsamum* est arbor ipsa, *opobalsamum* sucus collectus ex arbore. Schon früh wurde aber *βάλσαμον* und danach lat. *balsamum* auch als Name für den Balsam, also gleichbedeutend mit *ὀποβάλσαμον*, *opobalsamum* verwendet, s. Liddell and Scott 305, Thesaurus ling. Lat. II 1710. Das hatte weiterhin zur Folge, daß umgekehrt *ὀποβάλσαμον*, *opobalsamum* auch die Bedeutung «Balsamstrauch» bekam, das heißt daß der zunächst nur teilweise begriffliche Zusammenfall von *βάλσαμον*, *balsamum* und *ὀποβάλσαμον*, *opobalsamum* verallgemeinert wurde; vgl. z. B. Flavius Iosephus, Antiqu. Iud. 8, 6, 6 *τὴν τοῦ ὀποβαλσάμου ῥίζαν, ἣν ἔτι καὶ νῦν ἡμῶν ἡ χώρα φέρει;* Justinus 36, 3, 3 *in ea valle silva est et ubertate et amoenitate insignis, siquidem palmeto et opobalsameto* (Pflanzung von Balsamsträuchern) *distinguitur*. War aber einmal *ὀποβάλσαμον* zur Benennung auch des Balsamstrauchs geworden, so ist es nicht mehr verwunderlich, daß man entsprechend *ὀποπάναξ* außer in seiner etymologischen Bedeutung «Harz der Pflanze *πάναξ*» auch für die dieses Harz liefernde Pflanze selber brauchte.

Über die Entwicklung der Ausdrucksfähigkeit in den Sprachen des Altertums*)

Von *Alfred Bloch*

Der voranstehende Titel soll selbstverständlich nicht etwa ankündigen, daß auf den folgenden Seiten versucht worden wäre, eine eigentliche *Darstellung* des bezeichneten Gegenstandes zu bieten; denn eine solche Darstellung würde den Raum eines umfangreichen Buches beanspruchen und zudem Kenntnisse und Sammlungen voraussetzen, die der Verfasser noch längst nicht besitzt. Die Überschrift dieses Aufsatzes bezeichnet vielmehr nur das Ziel einer Betrachtungsweise, die zu rechtfertigen und an einigen Beispielen zu erläutern hier versucht werden soll.

Von den verschiednen Seiten einer Sprache, die man ins Auge fassen kann, ist ihre Ausdrucksfähigkeit wohl eine der wichtigsten; denn sie bedeutet, da es die Hauptaufgabe der Sprache ist, Gedanken auszudrücken, ihre eigentliche Leistung und ist daher wissenschaftlicher Betrachtung durchaus wert.

Wie kann nun aber die Ausdrucksfähigkeit einer Sprache wissenschaftlich erfaßt werden? Da sie sich aus dem Bestande an Ausdrucksmitteln ergibt, über die eine Sprache zur Wiedergabe der einzelnen *Gedankenformen* verfügt, ist von den einzelnen Gedankenformen auszugehen und zu prüfen, ob sie in den zu untersuchenden Sprachen einen angemessenen Ausdruck gefunden haben. Unter *Gedankenform* soll hier der *logische Bau* eines Gedankens verstanden werden, der diesem Gedanken im Gegensatz zu dem ihm ausschließlich eignen *Inhalt* mit theoretisch unendlich vielen andern Gedanken gemeinsam ist; z. B. liegt den folgenden beiden Wortgruppen die gleiche Gedankenform zugrunde: *ein großes, aber unfruchtbares Land; ein kurzer, aber gefährlicher Weg*, nämlich die Gedankenform der Feststellung einer erwünschten und einer unerwünschten Eigenschaft an einem und demselben Träger. Sprachlich äußert sich also der Bau eines Gedankens namentlich in der Wortfügung und in der Wortart der zusammengefügten Wörter[1]); dagegen berührt die Wahl der diese grammatische Form füllenden

*) Erweiterte Wiedergabe der Habilitationsvorlesung des Verfassers an der Universität Basel.

[1]) Auch in der Flexion und in der Wortbildung äußern sich Gedankenformen; so liegt etwa den lateinischen Verbalformen auf *-mus* die Gedankenform des handelnden Wir, den deutschen Adjektiven auf *-bar* die Gedankenform der passiven Eignung für etwas zugrunde. Für unsre Betrachtungsweise kommen aber die sich in der Flexion und in der Wortbildung äußernden, meist sehr einfachen Gedankenformen seltner in Betracht, da sie größtenteils zum selbstverständlichen Besitz der meisten Sprachen der Erde gehören und daher nicht in eine Geschichte des sprachlichen Fortschritts aufgenommen zu werden brauchen.

Wörter nicht die Gedanken*form*, sondern nur den Gedanken*inhalt*, der nicht Gegenstand unsrer Betrachtungsweise ist. Nur die Ersetzung einer *Partikel* (namentlich einer Konjunktion) durch eine andre, nicht gleichbedeutende verändert immer auch die Gedankenform, nicht nur den Gedankeninhalt eines Satzes oder einer Wortgruppe.

Von der großen Zahl der Gedankenformen, die schon sprachlich gestaltet worden sind, kommt für unsre Betrachtungsweise nur ein mittlerer Bestand in Betracht: am untern Ende fallen die einfachsten und alltäglichsten gedanklichen Einheiten weg, weil ihre sprachlichen Entsprechungen zum selbstverständlichen Besitz der meisten Sprachen der Erde gehören und daher nicht in eine Geschichte der feinern Ausdrucksmittel aufgenommen zu werden brauchen[2]). Die Untersuchung hat erst bei denjenigen Gedankenformen einzusetzen, die gewisse Anforderungen an die Ausdrucksfähigkeit der Sprache stellen. Die obere Grenze ist da zu ziehen, wo die Gedankenformen und ihre sprachlichen Entsprechungen über das hinausgehen, was gemeinsamer Besitz einer ganzen Sprachgenossenschaft oder wenigstens der Vertreter einer bestimmten Stilgattung[3]) ist, wo die freie Gestaltung des einzelnen Autors im Bau der Gedanken und im Zusammenfügen der von der Sprache dargebotnen Ausdrucksmittel beginnt[4]); denn diese schöpferische Gestaltung größerer sprachlicher Gebilde entzieht sich der sprachwissenschaftlichen Betrachtung, deren Gegenstand nur das Typische, nicht das Individuelle sein kann. Doch ist diese obere Grenze hoch anzusetzen, da der Sprachgebrauch namentlich in fein ausgebildeten Literatursprachen zahlreiche gangbare umfangreiche sprachliche Einheiten geprägt hat, welche das Denken des Schriftstellers weitgehend in die ihnen zugrunde liegenden Gedankenformen lenken[5]). Auf dem diesem mittlern Bestande von Gedankenformen entsprechenden Vorrat an Ausdrucksmitteln beruht die Ausdrucksfähigkeit einer Sprache, so wie sie hier gemeint ist.

---

[2]) Vgl. Anm. 1.

[3]) Bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung der antiken Literatur kann für uns eine ganze Stilgattung durch einen einzigen Autor vertreten sein; in diesem Falle darf man eine Wendung *dann* als festen Bestandteil des Stils und nicht als Schöpfung des Augenblicks betrachten, wenn sie bei diesem Autor mehrfach wiederkehrt.

[4]) Vgl. den letzten Satz von Anm. 5.

[5]) Als Beispiel für eine solche im Sprachschatze fertig vorliegende größere sprachliche Einheit sei hier ein den griechischen Historikern überaus geläufiger Satztypus angeführt, dessen Gerippe etwa folgendermaßen bezeichnet werden kann: meist von *δέ* begleitetes Subjekt – in den Hauptsatz eingeschobner, durch *ὡς* oder *ἐπεί* eingeleiteter Temporalsatz, dessen Subjekt mit dem des Hauptsatzes identisch und dessen Prädikat ein Verbum sentiendi mit abhängigem Acc. oder Gen. cum participio ist – Verbum und Rest des Hauptsatzes. Einige Belege: Hdt. 1, 117[2] *ὁ δὲ Ἅρπαγος ὡς εἶδε τὸν βουκόλον ἔνδον ἐόντα, ... λέγει τάδε*; 127[1]; 160[3]; 6, 23[3]; 9, 98[1]; Xen. Hell. 2, 1, 29; 4, 1, 18; 4, 10; 11 bis; 8, 6; 17; 23; Thuk. 1, 26, 3; 47, 1; 63, 1; 2, 3, 1; 90, 3; 3, 106, 1; 111, 2; 4, 6, 1; 6, 65, 2. Dieses Satzgerüst gehört zu den im Sprachbewußtsein der griechischen Historiker fertig vorliegenden Wendungen und bietet sich ihnen oft dar, wenn sie zu berichten haben, daß eine Person durch eine Wahrnehmung zu einer Handlung veranlaßt wurde. Dagegen ist die auch manchen der angeführten Beispiele eignende oft reiche Ausstattung dieses Gerüstes mit weitern Satzgliedern der kombinatorischen gedanklichen und sprachlichen Arbeit des einzelnen Autors im einzelnen Falle zuzuschreiben und fällt daher außerhalb des Bereiches unsrer Betrachtungsweise.

Schon die Sammlung und Darstellung dieses Vorrates für *eine* Sprache, und zwar für eine bestimmte geschichtliche Stufe dieser Sprache, ist wertvoll; denn sie ergibt ein Bild von der Leistung und damit vom Werte dieser Sprache. Lehrreicher aber ist die geschichtliche Betrachtung des allmählichen Wachstums dieses Vorrates von den ältesten Denkmälern einer Sprache bis zur Zeit ihrer höchsten Ausdrucksfähigkeit, also die Betrachtung des sprachlichen Fortschritts innerhalb einer Sprache. Endlich ist wohl auch eine vergleichende Darstellung der Ausdrucksfähigkeit verschiedner und selbst nichtverwandter Sprachen berechtigt. Zwar kann hier strenggenommen nicht mehr von einem Fortschritt der Ausdrucksfähigkeit die Rede sein, wo doch von einer Sprache zur andern keine kontinuierliche Entwicklung besteht und die Errungenschaften der einen von der andern gar nicht aufgenommen und weitergebildet worden sind. Aber da die sprachliche Wiedergabe bisher fehlender und die schärfere Fassung bisher ungenau ausgedrückter Gedankenformen jedesmal einen Fortschritt im Denken der Menschheit anzeigt, so ist es geistesgeschichtlich lehrreich, die allmähliche Vermehrung und Verbesserung der Ausdrucksmittel von den ältesten Sprachdenkmälern der Menschheit namentlich bis zu denjenigen Sprachen zu verfolgen, welche zum ersten Male die der menschlichen Sprache wohl höchstmögliche Ausdrucksfähigkeit im wesentlichen[6]) erreicht haben, nämlich bis zum Attischen des ausgehenden fünften und des vierten Jahrhunderts und bis zum klassischen Latein. Der Verfasser selbst ist zwar weit davon entfernt, diese Forderung jemals in vollem Umfange erfüllen zu können, da ihm die Kenntnis der ältesten Literatursprachen, des Ägyptischen und Akkadischen, überhaupt fehlt und selbst eine erschöpfende Erfassung der Ausdrucksmittel auch nur der vier ihn in diesem Zusammenhang beschäftigenden Sprachen, des biblischen Hebräischen, des Altindischen und der beiden klassischen Sprachen, die Kraft eines Einzelnen wohl übersteigt; aber als letztes, hehres Ziel hat diese Forderung auch dem nur einen Beitrag Leistenden stets vorzuschweben und ist daher auch in diesem Sinne in den Titel dieses Aufsatzes aufgenommen worden.

Es ist schon angedeutet worden, daß sich der Fortschritt im Ausdruck der einzelnen Gedankenformen erstens darin äußert, daß Gedankenformen, die man in frühern Sprachzuständen zwar auch schon wiederzugeben versucht hatte, aber nur ungenau hatte ausdrücken können, in spätrer Zeit sprachlich schärfer gefaßt wurden; zweitens darin, daß in spätern Sprachdenkmälern Gedankenformen gestaltet sind, die man in frühern überhaupt nicht zu gestalten versucht hatte, weil das Denken noch nicht gewöhnt war, weitverzweigte, verwickelte und verschlungene Gedankenformen zu bilden. Diesen beiden wichtigsten Kriterien für die Ausdrucksfähigkeit, der *Genauigkeit des Ausdrucks* und der *Verzweigung und Verwickelung der gestalteten Gedankenformen*, ist als drittes vielleicht die *Gedrängtheit und Straffheit des Ausdrucks* beizufügen, doch ist dieses dritte Kriterium vom

[6]) Ein Beispiel für eine Gedankenform, die in den modernen europäischen Kultursprachen genauer ausgedrückt wird als in den beiden klassischen Sprachen, ist unten S. 249 angeführt.

zweiten oft nicht zu trennen, weil der Ausdruck eben dadurch straff und gedrängt wird, daß mehrere einzelne einfache Gedankenformen von weiter fortgeschrittnen Sprachen zu einer einzigen kompliziertern zusammengezogen und demgemäß gestaltet werden.

Nun, unser erstes Kriterium, die Genauigkeit des Ausdrucks, erstreckt sich wohl auf zwei Gebiete des auszudrückenden Gedankens, die man vielleicht als *objektive gedankliche Gegebenheit* einerseits, *subjektive Erwartung der an der Rede beteiligten Personen* anderseits bezeichnen kann. Was damit gemeint ist, erhellt an folgenden Beispielen: Das Lateinische bezeichnet bekanntlich die Zeitverhältnisse strenger als andre Sprachen; wo wir etwa sagen: *wie du säst, so wirst du ernten*, oder gar *wie du säst, so erntest du*, sagt der Lateiner: *wie du gesät haben wirst, so wirst du ernten*, drückt also aus, daß das Säen dem Ernten in der Zukunft vorangehen wird. Die zukünftige Vorzeitigkeit des Säens ist ein nicht zu leugnender Bestandteil des auszudrückenden Gedankens, eine objektive gedankliche Gegebenheit; einen sprachlichen Niederschlag findet sie im Latein, das damit diese Gedankenform genauer ausdrückt als die meisten andern Sprachen, in denen die objektive gedankliche Gegebenheit der Vorzeitigkeit in der Zukunft im Ausdruck nicht berücksichtigt wird. Und nun ein Beispiel für die subjektive Erwartung der an der Rede beteiligten Personen: Gen. 41, 8 heißt es: «Da sandte er (Pharao) hin und ließ alle Wahrsager und alle Weisen von Ägypten rufen und erzählte ihnen seinen Traum; *und* es war keiner, der ihn dem Pharao hätte auslegen können.» Die meisten deutschen Bibelübersetzungen setzen, und mit vollem Recht, statt des hebräischen *und* ein *aber* ein: «*aber* es war keiner usf.». Worin liegt nun der Unterschied zwischen der Setzung von *und* und derjenigen von *aber*? Die in diesem Gedanken enthaltnen objektiven Gegebenheiten, nämlich die Frage des Pharao und das Versagen der Traumdeuter, sind auch in der Fassung mit *und* nicht vernachlässigt; unberücksichtigt bleibt aber die naheliegende subjektive Erwartung des Hörers oder Lesers und ursprünglich auch des Sprechenden oder Schreibenden, daß die befragten Wahrsager nun auch den Traum würden deuten können[7]). Auf diese stillschweigend vorausgesetzte Erwartung nimmt nun die Setzung von *aber* Bezug, indem sie eine ihr entgegengesetzte Wendung der Rede ankündigt. Adversativ ist also *aber* streng genommen nicht gegenüber dem ersten Satzglied selbst, sondern gegenüber der durch das erste Satzglied hervorgerufnen Erwartung. In ähnlicher Weise nehmen die meisten Partikeln auf eine stillschweigend vorausgesetzte Erwartung Bezug: z. B. *schon* deutet an, daß ein Vorgang früher, *erst*, daß er später, als erwartet, eintrifft, *nur*, daß eine Menge geringer ist, als erwartet, *denn auch*, daß der Fortgang der Rede der Erwartung entspricht.

Von diesen beiden Gebieten, auf denen sich der Grad der Genauigkeit des Ausdrucks äußert, ist das zweite für den sprachlichen Fortschritt im Altertum wichtiger gewesen. Zwar gibt es auch zahlreiche Fälle, wo der Ausdruck einer objek-

[7]) Zur Setzung von *und* im Sinne von *aber* s. etwa König, Hebr. Syntax §§ 360 b c; 369 f.

tiven gedanklichen Gegebenheit im Laufe der Sprachgeschichte genauer wird; es sei etwa an den Irrealis im Griechischen und Latein erinnert, dessen Bezeichnung erst allmählich von derjenigen des Potentialis scharf geschieden wurde[8]). Aber maßgebender für die Ausdruckskraft der ganzen Sprache ist es doch wohl, daß die Beziehung des neuen Redeteils zur bisherigen oder vorausgesehenen gedanklichen Situation immer häufiger und deutlicher, meist durch eine Partikel, angekündigt wird; die Rede wird dadurch, man darf vielleicht sagen, persönlicher und plastischer. Als Beispiel für verschiedne Stufen der Ausdrucksfähigkeit auf diesem Gebiete wählen wir die Gedankenform der *erläuternden Unterbrechung eines Zusammenhanges.*

Im *biblischen Hebräischen* liegt diese Gedankenform etwa der Stelle Ex. 2, 15 ff. zugrunde, wo die Flucht Moses aus Ägypten nach dem Lande Midian erzählt wird: «Mose floh vor dem Pharao und nahm Aufenthalt im Lande Midian; da setzte er sich an einen Brunnen.» Nun soll in der Erzählung folgen, daß Mose mit den sieben Töchtern des Priesters von Midian, des Jethro, zusammentraf, die gerade zu jenem Brunnen kamen. Von Jethro und seinen Töchtern weiß aber der Leser noch nichts, sie müssen erst vorgestellt werden, und dazu muß der Faden der Erzählung für einen Augenblick unterbrochen werden. Diese Unterbrechung nun und die später folgende Wiederaufnahme der Erzählung wird im hebräischen Text nicht besonders bezeichnet. Es heißt wörtlich einfach: «Da setzte er (Mose) sich an einen Brunnen. Und der Priester von Midian hatte sieben Töchter; sie kamen ...» Der erläuternde Einschub unterscheidet sich äußerlich nicht von ähnlich gebauten selbständigen Aussagen wie 1 Sam. 9, 2: «Und der (Kis) hatte einen Sohn namens Saul»; 2 Sam. 9, 12: «Und Meribaal hatte einen kleinen Sohn namens Micha». Für den Leser oder Hörer ist zunächst die einzige Beziehung zwischen der bisherigen Erzählung und dem erläuternden Einschub der Name Midian, der doch wenigstens andeutet, daß die im Einschub auftretenden Personen am gleichen Orte zu denken sind, an den die Erzählung den Leser oder Hörer zuletzt geführt hat. Die Zürcherbibel übersetzt in treffliches Deutsch: «*Nun* hatte der Priester der Midianiter sieben Töchter; *die* kamen ...» Das Deutsche kennzeichnet also das Einsetzen der Unterbrechung durch die Partikel *nun* (oder auch durch *aber*), um die auf unmittelbare Fortsetzung der Erzählung gerichtete Erwartung des Hörers oder Lesers zu berichtigen und ihn auf die erläuternde Unterbrechung vorzubereiten, und auch den Wiederbeginn der Erzählung hebt das Deutsche durch das den Neuvorgestellten in den Zusammenhang einführende Demonstrativum *dieser* hervor, um den Hörer oder Leser zum alten Zusammenhang zurückzulenken. Dadurch wird diese aus drei Teilen, nämlich: *Zusammenhang, erläuterndem Einschub* und *Wiederaufnahme des Zusammenhanges* bestehende Gedankenform genauer und plastischer dargestellt. Das biblische Hebräische aber läßt die Unterbrechung und die Wiederaufnahme des Zusammenhanges nicht nur an der eben genannten Stelle,

[8]) Kühner-Gerth §§ 574 b *α*; 576 Anm. 3; Brugmann-Thumb, Griech. Gramm. [4] 590; Kühner-Stegmann § 215, 2; Schmalz-Hofmann, Lat. Gramm.[5] 773 f.

sondern in allen entsprechenden Fällen[9]) unangekündigt, ist also noch nicht zu einem genauen Ausdruck dieser Gedankenform gelangt.

Demgegenüber können wir innerhalb der Geschichte des *Altindischen* beim Ausdruck dieser Gedankenform einen Fortschritt feststellen. Die *alte Prosa* steht noch ungefähr auf der gleichen Stufe wie das Hebräische. Es heißt dort etwa in einer Erzählung (Śatapathabrāhmana 4, 1, 5, 1 = Böhtlingk-Garbe Sanskrit-Chrestomathie[3] 37, 1): «Als die Bhrigu oder die Angirasen des himmlischen Wohnsitzes teilhaftig wurden, blieb Cyavana der Bhrigu oder der Angirase altersschwach und wie ein Gespenst aussehend zurück.» Im folgenden soll nun erzählt werden, daß dieser greise Cyavana von den Kindern der Sippe eines gewissen Śaryāta, der sich in der Nähe Cyavanas niedergelassen hatte, verächtlich behandelt wurde. Die zur Einführung dieses Śaryāta notwendige Unterbrechung des Zusammenhanges wird nun zwar vielleicht etwas deutlicher bezeichnet als im Hebräischen, aber eine eigentliche Ankündigung des erläuternden Einschubs liegt auch hier noch nicht vor: das Folgende wird nämlich mit den beiden Partikeln *ha vái* eingeleitet, die sonst zu Beginn von Erzählungen zu stehen pflegen[10]). Es heißt wörtlich: «Śaryāta, der Nachkomme des Manu, wanderte gerade[11]) mit seiner Sippe umher. Er ließ sich gerade dort als Nachbar (Cyavanas) nieder.» Die beiden sonst erzählungs-

---

[9]) Etwa Gen. 16, 1; 24, 29; 29, 16; 41, 12; 2 Sam. 3, 7; 13, 3; 2 Kg. 5, 2. Etwas deutlicher hebt sich der erläuternde Einschub vom Gang der Erzählung dann ab, wenn er einen plusquamperfektischen Vorgang bezeichnen soll und die Setzung des Perfekts zur Wortfolge Subjekt–Verbum führt, etwa Ri. 20, 38; 2 Sam. 3, 17. An den beiden letztgenannten Stellen wird übrigens nicht eine neue Größe (Person, Gegenstand, Örtlichkeit) eingeführt, sondern eine *Tatsache* mitgeteilt, die zum Verständnis des Folgenden notwendig ist; vgl. unten Anm. 14, 21 und 40.

[10]) Delbrück, Altindische Syntax 484 und 500.

[11]) Falls *idám* hier und in der gleichen Erzählung 4, 1, 5, 8 (Böhtlingk, Chrestomathie 37, 14) wirklich «gerade» bedeutet, wie es wohl alle Übersetzer fassen (Weber, Ind. Streifen 1, 13 «gerade»; ib. 14 «damals gerade»; Delbrück, Altind. Wortfolge [Syntaktische Forschungen III] 17 «gerade damals»; ib. [!] 58 «hier gerade»; Eggeling, Sacred books of the East XXVI, 273 «just then wandered about here»; ib. 274 «then wandered about here»), so wäre das zeitliche (oder örtliche?) Zusammenfallen der durch den erläuternden Einschub mitgeteilten Verhältnisse mit dem zuletzt erwähnten Ereignis der Haupterzählung deutlich ausgedrückt, und dieses *idám* würde dieselbe Aufgabe erfüllen wie der Name Midian an der oben S. 238 behandelten Stelle Ex. 2, 16. Allein die Bedeutung «gerade» von *idám* ist an diesen beiden Stellen doch wohl nur wahrscheinlich und nicht gesichert. Die Bedeutung «gerade, eben» scheint nämlich diesem Adverb nur dann zuzukommen, wenn es einem Relativpronomen oder einer relativischen Konjunktion beigegeben wird (PW 1, 796, 13 ff.); an allen übrigen vom PW angeführten Stellen geben die maßgebenden Übersetzungen das Adverb mit «hier», «hieher» oder «jetzt» wieder, wobei diese Zeit- oder Ortsbestimmung immer vom Standpunkt des Sprechenden aus zu verstehen ist (also «jetzt» oder «hier», nicht «damals, zur gleichen Zeit» oder «dort, am gleichen Orte»). Sollte aber *idám* an den beiden uns beschäftigenden Stellen nicht «gerade» bedeuten können, so wäre es pronominal als *idám víśvam* oder *sárvam* «dieses All, die Welt» mit Weglassung von *víśvam* oder *sárvam* zu verstehen (PW 1, 795, 13 f.), gemäß PW 2, 953, 18 ff. als Objektsakkusativ zu *cacāra* (*ceratuh*) zu ziehen und zu übersetzen: «durchwanderte(n) diese Welt». Dann stünde der erste Satz der erläuternden Einfügung dem bisherigen Zusammenhang zunächst überhaupt völlig beziehungslos gegenüber. Freilich ist auch diese zweite Auffassung nicht ohne Bedenken: für das transitive *car* «durchwandern» gibt das PW keine vorepischen Belege, und die weite Entfernung des *idám* vom Verbum und besonders seine Einfügung zwischen die Eigennamensbestandteile *Śáryāto* und *Mānavó* (vgl. Delbrück, Altind. Wortfolge 60) sind einer Auffassung dieses Wortes als Objekt wohl eher ungünstig.

eröffnenden Partikeln lenken zwar vielleicht die Aufmerksamkeit auf das Folgende als auf etwas Neues; aber wir haben kein Recht, ihnen die gleiche Kraft zuzuschreiben wie unserm *nun*, dem englischen *now* und dem französischen *or*, die nicht nur etwas Neues ankündigen, sondern gemäß dem durch den Sprachgebrauch fest geprägten Ausdruck dieser Gedankenform auch in Aussicht stellen, daß dieses Neue den bisherigen Zusammenhang zweckdienlich erläutern und ihm sodann wieder weichen wird[12]). Auch der Eintritt des Neuvorgestellten in die wiedereinsetzende Erzählung wird nicht besonders gekennzeichnet, indem hiefür das gewöhnliche, dem griechischen *ὁ* entsprechende anaphorische Pronomen und nicht etwa das bedeutungsmäßig dem griechischen *οὗτος* und unserm *dieser* entsprechende schärfer hervorhebende Demonstrativum gesetzt wird. Ganz gleich wie hier wird der erläuternde Einschub auch im Satze 8 dieser Erzählung (Böhtlingk-Garbe 37, 13 f.) ausgedrückt.

Demgegenüber besitzt nun das *klassische Sanskrit* mehrere Partikeln, die neben andern Funktionen genau diejenige unsres *nun* erfüllen, nämlich *tad*, *atha* und *tu*. Von *tad* sagt das PW 3, 211, 23 ff., es werde auch als Übergangspartikel im Sinne des deutschen *nun* verwendet, und zwar besonders häufig in den Brāhmana. Danach könnte man zunächst meinen, das uns hier beschäftigende *nun* werde doch auch schon in der vedischen Prosa häufig ausgedrückt. Doch liegt an keiner der im PW angeführten Stellen ein erläuternder Einschub in unserm Sinne vor[13]).

---

[12]) Daß in einem Teil der in Anm. 11 angeführten Übersetzungen die uns beschäftigenden Sätze mit *nun*, *now* oder *but* eingeleitet werden, besagt natürlich für das Original so wenig wie das *nun* der Zürcherbibel an der oben S. 238 behandelten Stelle Ex. 2, 16. Freilich vertritt *vái* (ohne *ha*) in dreiteiligen syllogistischen Perioden der erörternden Brāhmanaprosa oft die Stelle von lat. *atqui* (Delbrück, Altind. Syntax 486 ff.), und die assumptio des erörternden Stiles steht ja dem uns beschäftigenden erläuternden Einschub des erzählenden Stiles sehr nahe; aber das *ha vái* der uns beschäftigenden beiden Stellen ist eben doch höchstwahrscheinlich das erzählungseröffnende *ha vái* und nicht das *vái* der assumptio, dem m. W. auch nie ein *ha* vorangeht. Immerhin ist in unserm Zusammenhang bemerkenswert, daß schon die älteste indische Prosa den Syllogismus mit Kennzeichnung der assumptio (durch *vái*) und der conclusio (durch *evá*) kennt, im Gegensatz z. B. zum biblischen Hebräischen (König, Hebr. Syntax § 357 n).

[13]) Die der alten Prosa eigentümlichen Gebrauchsweisen dieses *tád* gehören nicht dem uns hier beschäftigenden Typus an; damit sich der Leser dieser Tatsache vergewissern kann, sei hier versucht, die Gebrauchsweisen dieses vedischen *tád* in ihrer vermutlichen Entwicklung kurz vorzuführen:

Zunächst steht *tád* gleichsam als äußerliche Stütze und die im Nachsatz wiederholte Demonstrativpartikel *tád* vorwegnehmend vor einer Relativkonjunktion, besonders vor *yád*, Delbrück, Altind. Syntax 217. Je nachdem man die in verschiednen Bedeutungen schillernden *yád* und *tád* (Delbrück, a. a. O. 575), und je nachdem man das korrelative Verhältnis strenger oder freier auffaßt, ergeben sich verschiedne Übersetzungen, etwa Aitareyabrāhmana 7, 31 *tad yat kshatriyo ... bhakshayati, ... tat ...* «dadurch, daß der Adlige ... ißt, dadurch ...» oder «dann, wenn ..., dann ...» oder «insofern nun ..., dadurch ...» oder «wenn nun ..., dann ...» Die vom PW überall angenommene Übersetzung mit «nun» ergibt sich also nur bei freierer Auffassung des korrelativen Verhältnisses. Eine strenge Auffassung des korrelativen Verhältnisses («dann, wenn») ist auch noch bei der von Delbrück a. a. O. 217 nicht erwähnten Verbindung *tád yátra* etwa Aitareyabrāhmana 7, 33 *tad yatraitaṁś camasān unnayeyus, tad ...* «dann, wenn sie diese Becher vollschöpfen, dann ...» möglich, weil gemäß Delbrück a. a. O. 589 *tád* die gewöhnliche Entsprechung zu temporalem *yátra* ist, aber nicht mehr bei dem von Delbrück a. a. O. 217 ebenfalls unerwähnt gelassenen *tád yáthā* etwa Aitareyabrāhmana 3, 22 *tad yathairādah snushā śvaśurāl lajjamānā nilīyamānaity,*

Im klassischen Sanskrit aber finden sich unzweifelhafte Belege, so etwa in der Rahmenerzählung des Pantschatantra: Dem Könige Amaraśakti, der seine unwissenden Söhne erziehen lassen will, sagt einer seiner Räte, die er in dieser Sache befragt hat (4, 16 ff.): «Dieses Leben dauert nicht ewig ... Deshalb soll man zur Ausbildung der Prinzen darauf sinnen, den Hauptgehalt der Lehrbücher kurz zusammenzufassen ... 4, 21 Nun *(tad)* lebt hier ein Brahmane mit Namen Vischnuśarman, der in allen Lehrbüchern völlig bewandert und in den Kreisen der Studierenden berühmt ist. Diesem übergib deine Söhne; er wird sie gewiß in kurzer Zeit verständig machen.» Der erläuternde Einschub ist also hier deutlich gekennzeichnet[14]). Allerdings ist das den Neuvorgestellten in den alten Zusammenhang einführende Pronomen, das in der hier angeführten Übersetzung von Fritze (bei Liebich, Sanskrit-Lesebuch 97) mit vollem Recht durch «diesem» wiedergegeben ist, auch hier im klassischen Sanskrit nur das dem griechischen ὁ entsprechende anaphorische Pronomen und nicht das bedeutungsmäßig dem griechischen οὗτος entsprechende stärker hervorhebende Demonstrativum; in diesem Punkte weist

evam ... «wie sich nun (allerdings Keith, Harward Oriental Series 25, 179 abweichend von der Auffassung des PW «Then, just as ..., so ...») in dieser Welt eine Schnur vor ihrem Schwäher schämt und verbirgt, so ...», denn *tád* findet sich m. W. nie als Korrelativum zu *yáthā*. Und erst recht unmöglich ist die streng korrelative Auffassung an Stellen wie Atharvaveda 15, 10, 1 *tád yásya ... vrátyo rájño ... grhán āgácchet* «in welches Königs Familie nun ein ... Landstreicher ... kommt». In den beiden zuletzt genannten Fällen hat also *tád* sicher die Bedeutung desjenigen deutschen *nun*, das von der Schilderung von Voraussetzungen zu einem aus diesen Voraussetzungen erwachsenden besonders interessierenden Vorgang überleitet. Solche Fälle bilden die Übergangsstufe zu denjenigen Fällen, wo *tád* gar nicht mehr vor einer Relativkonjunktion, sondern unmittelbar vor einem Hauptsatz steht, namentlich in der häufigen, einen in Frage- oder Aussageform vorzubringenden Einwand ankündigenden Formel *tád āhuh* «nun sagt (fragt) man», Delbrück, a. a. O. 218.

[14]) Daß es sich hier mehr um eine Erörterung als um eine Erzählung handelt, ist wohl belanglos. Einen erläuternden Einschub in eine Erörterung kündigt *tad*, das also in diesen Fällen dem lat. *atqui* nahesteht, auch etwa an folgenden Stellen des Pantschatantra an: 82, 12: Die Vögel wollten das Meer austrocknen, weil es einem Strandläuferpärchen die Eier weggeschwemmt hatte. «Sie berieten untereinander und sprachen: ‚Wir sind zu schwach, um das Meer auszutrocknen ... Nun (*tad*) ist (aber) Garuda (mythischer Vogel, Fürst der Vögel) unser Herr. Ihm wollen wir daher von dieser Beleidigung Mitteilung machen ...»; nicht anders zu beurteilen sind auch Stellen, wo nicht eine neue Größe eingeführt, sondern eine Tatsache mitgeteilt wird, deren Kenntnis zum Verständnis des Folgenden notwendig ist, etwa 50, 17: Es wird erzählt, wie ein Reiher, der vor Alter unfähig geworden ist, Fische zu fangen, und nun weinend am Seeufer steht, einem Krebs, der ihn nach dem Grunde seines Kummers gefragt hat, in listiger Absicht antwortet: «Lieber Sohn, ich bin an diesem See geboren und herangewachsen. Nun (*tad*) habe ich gehört, daß zwölfjährige Dürre nahe bevorsteht ... 51, 5 Nun (*tad*) ist dieser See nicht sehr wasserreich und wird in kurzer Zeit austrocknen. Dann werden alle die, mit denen ich gemeinsam herangewachsen bin und immer gespielt habe, aus Mangel an Wasser zugrunde gehen. 7 Nun (*tad*) aber kann ich nicht ertragen, mich von ihnen getrennt zu sehen. Deshalb will ich freiwillig durch Fasten sterben ...»; 86, 9: Der Schakal Damanaka, der seinen Herrn, den Löwen Pingalaka, mit dessen Freunde, dem Stier Sandschīvaka, verfeindet hat, versucht dies durch folgende Erwägungen zu rechtfertigen: «Es heißt (in den Lehrbüchern der Lebensklugheit): ‚Sobald sich ein Feind nur erhebt, muß man ihn zu vernichten suchen ...' Nun (*tad*) aber ist jener (Sandschīvaka) unser Feind, da er uns unsre Ministerstellung genommen hat ... 18 Deshalb habe ich gegen ihn diesen Plan zu seiner Ermordung ins Werk gesetzt ...»; 99, 3: Ein Treuloser hatte einen Redlichen übervorteilt und war deshalb gehängt worden. Dies gab Anlaß zum Erzählen einer Fabel, an welche folgende Erwägungen geknüpft werden: «Der Kluge soll an den Nutzen, aber auch an den Schaden denken ... Nun (*tad*) hat dieser Treulose nur den Nutzen, nicht aber den Schaden bedacht. Dieses Verhalten hat ihm diesen Lohn eingebracht ...»

also das klassische Sanskrit gegenüber dem vedischen keinen Fortschritt auf. Für *atha* in der gleichen Bedeutung ist auf Speijer, Sanskrit Syntax § 437, Anm. 1 zu verweisen, der als Beispiel Pantschatantra 77, 10 anführt: «In einem gewissen Teiche lebten drei Fische namens Vorbedacht, Zeitgemäß und Waskommtdaskommt. Nun (*atha*) kamen einst Fischer, sahen diesen Teich und sagten ...[15]).» Diesem Beispiel seien noch etwa folgende Belege aus dem Pantschatantra angefügt: 9, 11: Im Vorhergehenden war erzählt worden, wie sich ein Stier namens Sandschīvaka am Ufer der Yamunā aufhielt und die Zeit zubrachte, indem er mit seinen Hörnern die Ameisenhaufen zerstörte und brüllte. «Nun (*atha*) stieg einst ein Löwe namens Pingalaka ... zum Ufer der Yamunā hinab, um zu trinken, und hörte das Gebrüll Sandschīvakas aus der Ferne ...[15])». Nachdem dann erzählt worden ist, wie der Löwe durch das Gebrüll in Schrecken versetzt wurde und inmitten seines Gefolges unter einem Feigenbaume stehen blieb, heißt es 9, 19: «Nun (*atha*) folgten dem Löwen als ständige Begleiter zwei Schakale namens Karataka und Damanaka. Diese berieten miteinander ...»; 259, 3: Im Vorhergehenden war erzählt worden, wie sich ein Pferdedieb von einem mit ihm dahinjagenden Dämon in Pferdegestalt dadurch losmachte, daß er den Zweig eines Feigenbaumes ergriff und daran hängen blieb. «Nun (*atha*) war auf diesem Feigenbaum ein mit dem Dämon befreundeter Affe. Dieser sagte, als er den Dämon fliehen sah ...»; 261, 11: Im Vorhergehenden war berichtet worden, wie ein König, dem eine mißgestaltete Tochter geboren worden war, unter Trommelschall bekanntmachen ließ, er werde demjenigen, der seine Tochter heiraten würde, hunderttausend Goldstücke geben, aber freilich ihn verbannen ... «Nun (*atha*) wohnte in dieser Stadt ein Blinder, und dem pflegte ein Buckliger ... voranzugehen und ihm den Stock zu halten. Diese beiden hörten den Trommelschlag und berieten miteinander ...» Der Gebrauch von *tu* «aber» zur Einführung eines erläuternden Einschubs erinnert an den des deutschen *aber* und des griechischen *δέ* im gleichen Sinne; als Beispiel sei Mahābhārata 1, 8, 6 (= Böhtlingk-Garbe, Sanskrit-Chrestomathie[3] 65, 21) angeführt: «Es war einst ein großer Heiliger namens Sthūlakeśa, der in Askese und Wissenschaft wohlbewandert war, und dem das Wohl aller Wesen am Herzen lag. Nun (*tu*) hatte gerade in dieser Zeit der Gandharvenfürst Viśvāsu mit der Apsaras Menakā (ein Kind) erzeugt. Dieses Kind gebar die Menakā bei der Einsiedelei dieses Sthūlakeśa ...» Auch in diesen Beispielen für *atha* und *tu* wird der alte Zusammenhang nur durch das gewöhnliche anaphorische Pronomen aufgenommen. – Das klassische Sanskrit drückt also die uns beschäftigende Gedankenform ziemlich genau aus, der Fortschritt gegenüber der vorklassischen Prosa liegt auf der Hand.

Das *Griechische* hat beim erläuternden Einschub wie bei so vielen andern Gedankenformen die Stufe des ungenauen Ausdrucks schon im ältesten uns erhaltnen

[15]) Hier ist das uns beschäftigende Schema des erläuternden Einschubs durch die Zusammenziehung der Konstruktion etwas verändert, doch wird die Funktion des *atha* hievon nicht berührt; vgl. Anm. 23.

Denkmal, in der Sprache Homers, überschritten; wir können also hier den entscheidenden sprachlichen Fortschritt nicht innerhalb der historischen Sprachdenkmäler verfolgen; doch bietet uns vielleicht die Vergleichung mit dem verwandten Altindischen einen gewissen Ersatz, indem sie uns die Vorgeschichte des uns hier beschäftigenden Ausdrucksmittels in den Hauptzügen wiedergewinnen läßt. Den erläuternden Einschub bezeichnet von Homer an bis ins Attische häufig satzeröffnendes und von der Partikel *δέ* begleitetes *ἔστι* «ist» oder *ἦν* «war», seltener und erst nachhomerisch ein andres Verbum.

Bei *Homer*[16]) werden auf diese Weise meistens Personen oder geographische Örtlichkeiten eingeführt, etwa *K* 314: 299 ff. war erzählt worden, wie Hektor die Troer fragt, wer es wagen würde, einen nächtlichen Erkundungsgang ins Lager der Achäer zu unternehmen. 314 heißt es nun *ἦν δέ τις ἐν Τρώεσσι Δόλων, Εὐμήδεος υἱὸς κήρυκος* ... 318 *ὅς ῥα τότε Τρωσίν τε καὶ Ἕκτορι μῦθον ἔειπεν.* «Nun war unter den Troern ein gewisser Dolon, Sohn des Herolds Eumedes ... Dieser[17]) sagte damals zu den Troern und Hektor ...», ähnlich *E* 9; *N* 663; *P* 575; *o* 417; Örtlichkeiten werden auf diese Weise eingeführt etwa *B* 811; *Λ* 711; 722; *N* 32; *γ* 293; *δ* 844. Allerdings ist die Voranstellung von *ἔστι, ἦν* kein unverbrüchliches Gesetz: zuweilen tritt auch die einzuführende neue Größe selber an die Spitze des Einschubs, so *ν* 96 *Φόρκυνος δέ τίς ἐστι λιμήν* und *χ* 126[18]), und man wird auch diese Wortfolge, weil sie zwar nicht im gleichen, aber in einem verwandten, unten S. 248 zu erwähnenden Typus auch der attischen Prosa eignet (Classen zu Thuk. 1, 24, 1; Kieckers, Die Stellung des Verbs im Griechischen und in den verwandten Sprachen S. 53 oben), nicht als dichterische, metrisch bedingte Freiheit zu betrachten haben, sondern als lebendigen, neben der altererbten Anfangsstellung des Verbums stets möglichen Sprachgebrauch. Daß bei Homer nie ein andres Verbum als *εἶναι* einen erläuternden Einschub eröffnet, ist wohl Zufall; denn *ι* 116 (vgl. Anm. 18) und *o* 403 *Νῆσός τις Συρίη κικλήσκεται,* welches letztre dem unten S. 248 zu erwähnenden Typus angehört, enthält der erläuternde Einschub tatsächlich ein andres (allerdings *εἶναι* bedeutungsmäßig nahestehendes) Verbum, nur eben nicht in Anfangsstellung. Der Beginn des erläuternden Einschubs wird also schon in der homerischen Sprache durch die Anfangsstellung des Verbums und namentlich durch *δέ* deutlich gekennzeichnet; dagegen wird die neu vorgestellte Größe noch nicht wie im nachhomerischen Griechischen durch *οὗτος*[19]), sondern

---

[16]) Vgl. Ameis-Hentze im Anhang zur Odyssee zu *γ* 293 und zu *o* 417, wo aber einerseits auch Stellen angeführt sind, die nicht dem uns beschäftigenden Typus angehören, anderseits *ι* 116 (vgl. Anm. 18) unerwähnt bleibt, wohl darum, weil das Verbum nicht *ἔστι* (sondern *τετάνυσται*) ist; unkonsequenterweise, da auch *o* 403 erwähnt ist, wo ebenfalls ein andres Verbum als *ἔστι* (nämlich *κικλήσκεται*) steht.

[17]) Doch s. unten S. 243 f.

[18]) Hieher gehören auch *δ* 354 *νῆσος ἔπειτά τις ἔστι κτλ.* und *ι* 116 *Νῆσος ἔπειτα λάχεια παρὲκ λιμένος τετάνυσται κτλ.*, nur daß in diesen beiden Sätzen die Funktion von *δέ* offenbar durch *ἔπειτα* versehen wird. Die übliche Erklärung, daß *ἔπειτα* hier im Sinne eines deutschen «da» auf etwas eben Angekündigtes zurückweise, verstehe ich nicht recht.

[19]) Unhomerisch ist also der Gebrauch von *οὗτος* Batr. 263 (260 *Ἦν δέ τις ἐν μυσὶ παῖς Μεριδάρπαξ ἔξοχος ἄλλων* ...) *οὗτος ἀναρπάξαι βατράχων γενεὴν ἐπαπείλει* wie auch 84 (82

ähnlich wie im Altindischen nur durch das im wesentlichen nur anaphorische *ὁ* (oder *ὅς*, Örtlichkeiten auch durch *ἔνθα*) in den alten Zusammenhang eingeführt. Gelegentlich (etwa *K* 318; *P* 578; *γ* 297; *υ* 291) wird die rekapitulierende Bedeutung des Pronomens *ὁ* durch *ἄρα*, *ῥα* im Sinne des nachhomerischen *οὖν* verstärkt und dadurch das Wiedereinsetzen des alten Zusammenhangs schärfer bezeichnet; doch ist die Partikel *ἄρα* im sonstigen homerischen Gebrauche so abgeschliffen, daß man ihr kaum schon die Kraft des nachhomerischen *οὖν* zuerkennen darf. Dagegen folgt dem wiederaufnehmenden Pronomen an den meisten Stellen und in verwandten Fällen wie *Λ* 628 *M* 298 sinngemäß kein *δέ*, und befremdlich ist daher das Dasein eines *δέ* in den Versen *ο* 419 und *χ* 129.

Im *nachhomerischen Griechischen* wird der Beginn des erläuternden Einschubs in gleicher Weise bezeichnet wie bei Homer, wobei aber das Verbum nicht *εἶναι* zu sein braucht; Beispiele sind etwa Hdt. 1, 9[2] *μετὰ δ' ἐμὲ ἐσελθόντα παρέσται καὶ ἡ γυνὴ ἡ ἐμὴ ἐς κοῖτον. κεῖται δὲ ἀγχοῦ τῆς ἐσόδου θρόνος. ἐπὶ τοῦτον τῶν ἱματίων κατὰ ἓν ἕκαστον ἐκδύνουσα θήσει* ... «Nach mir wird auch meine Frau kommen, um sich schlafen zu legen. Nun steht beim Eingang ein Sessel; auf diesen wird sie ihre Kleider legen, wenn sie sie eines nach dem andern ausgezogen hat»; 1, 205[1]; 4, 141; Xen. Hell. 3, 2, 13 (Derkylidas zieht nach Karien gegen Tissaphernes; dieser ist jedoch nicht allein, sondern) *ἐτύγχανε δὲ κατὰ τοῦτον τὸν χρόνον καὶ*[20]) *Φαρνάβαζος πρὸς Τισσαφέρνην ἀφιγμένος* ... Außerdem kann die Sprache Herodots diesen ersten Einschnitt der uns beschäftigenden Gedankenform sogar durch eine Partikel bezeichnen: ganz im Sinne unsres *nun*, des englischen *now* und des französischen *or* steht nämlich *ἄρα* (s. Abicht zu 5, 92 *γ*[2] und Powell, Lexicon to Herodotus s.v. *ἄρα* I 3) 1, 111[1] (Der Hirte des Astyages bringt den kleinen Kyros, den er aussetzen soll, nach Hause) *τῷ δ' ἄρα καὶ αὐτῷ ἡ γυνὴ ... τότε κως κατὰ δαίμονα τίκτει οἰχομένου τοῦ βουκόλου ἐς πόλιν* «Nun hatte durch göttliche Fügung auch ihm seine eigne Frau während seiner Abwesenheit in der Stadt ein Kind geboren ...»; 3, 14[8]; 5, 92 *γ*[2] (einem von den Abgesandten der Bakchiaden, die den Auftrag hatten, den kleinen Kypselos zu töten, ist das Kind von der nichts ahnenden Mutter übergeben worden) *τοῖσι δὲ ἄρα ἐβεβούλευτο κατ' ὁδὸν* ... «Nun hatten sie unterwegs abgemacht ...[21])»; hieher auch (mit Abicht

---

Ὕδρος δ' ἐξαίφνης ἀνεφαίνετο ...) τοῦτον ἰδὼν κατέδυ Φυσίγναθος ... Diese Verwendung von *οὗτος* ist den sprachlichen Erscheinungen hinzuzufügen, die Wackernagel, Sprachl. Unters. zu Homer 188 ff. zum Beweise der späten Entstehung der Batrachomyomachie anführt. Freilich ist dieses Zeugnis weniger gewichtig als die von Wackernagel angeführten, weil es nur in klassische und nicht in hellenistische Zeit hinabzugehen zwingt.

[20]) Das *καί* entspringt offenbar der Kontamination des hier vorliegenden Satzes ohne *καί* mit einer dem Autor gleichzeitig vorschwebenden Konstruktion, die etwa *ἐτύγχανε δὲ ... καὶ Φαρνάβαζος ὢν οὗπερ ἦν Τισσαφέρνης* o. ä. gelautet haben mag.

[21]) Hier wie oft führt der erläuternde Einschub nicht eine neue Größe ein (es sei denn, man wolle die Abmachung als solche auffassen), sondern teilt über eine schon genannte Größe nähere Umstände mit, deren Kenntnis zum Verständnis des Folgenden mehr oder weniger notwendig ist. Weitre Beispiele für diesen Typus (der ziemlich verschiedenartige Untertypen umfaßt, auf deren Mannigfaltigkeit aber hier nicht eingegangen werden soll) sind Hdt. 1, 1[2] (*τούτους* [sc. *τοὺς Φοίνικας*] ... *ἐσαπικνέεσθαι ... καὶ ἐς Ἄργος.) τὸ δὲ Ἄργος τοῦτον τὸν χρόνον προεῖχε ἅπασι τῶν ἐν τῇ νῦν Ἑλλάδι καλεομένῃ χώρῃ. ἀπικομένους δὲ*

gegen Powell s. v. *ἄρα* II 1) 6, 62[1] (König Ariston von Sparta kam auf folgende Art zu seiner dritten Frau: Sein Freund Agetos hatte die schönste Spartanerin zur Frau.) *τὸν δὲ Ἀρίστωνα ἔκνιζε ἄρα τῆς γυναικὸς ταύτης ἔρως· μηχανᾶται δὴ τοιάδε* ... «Nun quälte den Ariston Liebe zu dieser Frau, und so wandte er folgende List an ...[21]).» Von diesen Stellen weist allerdings nur 3, 14[8] Anfangsstellung des Verbums auf; an den drei andern Stellen konnte das Verbum den Satz nicht eröffnen, und zwar 1, 111[1] und 5, 92 *γ*[2] (wie auch etwa 1, 82[1] und 3, 64[4]) darum nicht, weil der Satz mit dem niemals von der Spitze weichenden *ὁ δέ* (Kühner-Gerth § 459, 1 c) an das Vorhergehende geknüpft ist, 6, 62[1] aber (wie auch etwa an der in Anm. 21 angeführten Stelle 1, 1[2]) darum nicht, weil *ἔκνιζε* (1, 1[2] *προεῖχε*) nicht etwas im Bereich des Erwarteten und Selbstverständlichen Liegendes aussagt, wozu unten S. 247 und 249 einzusehen ist[22]). Die Anfangsstellung des Verbums war eben, wie sich unten S. 249 ergeben wird, kein von Anfang an zur Bezeichnung der erläuternden Unterbrechung eigens geschaffnes Ausdrucksmittel, sondern von Haus aus nur in einem – allerdings beträchtlichen – Teil der Satztypen heimisch, die den verschiednen Arten des erläuternden Einschubs zugrunde liegen, und ist daher nur ein akzidentielles, kein essentielles Kennzeichen der uns beschäftigenden Gedankenform. Dieses *ἄρα*, das gerade dann von besonderm Nutzen war, wenn das Verbum aus irgendeinem Grunde die charakteristische Anfangsstellung nicht einnehmen konnte, scheint dem Attischen fremd zu sein.

Dagegen wird die Wiederaufnahme des Zusammenhangs im nachhomerischen Griechischen, wie schon erwähnt, immer durch *οὗτος*[23]) oder seine Ableitungen[24]) bezeichnet. Es ist ein Sonderfall desjenigen *οὗτος*, von dem Blaß-Debrunner, Gramm. des nt. Griech.[7] § 290, 1 sagt: «besonders leitet *οὗτος* nach Einführung und Beschreibung einer Person das von ihr zu Erzählende ein.» Oft tritt noch verdeutlichend das rekapitulierende *οὖν* (s. etwa Powell s.v. *ὦν* II 3) hinzu, etwa Hdt. 7, 33–34 *ἔστι δὲ τῆς Χερσονήσου ... ἀκτὴ τρηχέα ... ἐς ταύτην ὦν τὴν ἀκτὴν ...*;

τοὺς Φοίνικας ἐς δὴ τὸ Ἄργος τοῦτο ... «Nun war Argos zu jener Zeit der bedeutendste Staat in dem heute Hellas heißenden Lande. Nach diesem Argos also (dessen Bedeutung dem Leser bei der Fortsetzung der Erzählung gegenwärtig sein soll) kamen die Phoenizier ...»; 1, 79[3]–80[2] (es sei denn, man wolle die lydische Reiterei als neue Größe auffassen); Thuk. 4, 24, 5 (– 25, 1) und an den von Classen z. St. genannten Stellen 1, 46, 4–5; 50, 3; 3, 112, 1, denen noch 2, 86, 3–4; 6, 97, 1–2 hinzuzufügen sind, von denen Kieckers a. a. O. § 28 Anm. 2 die letztre (gewiß nur aus Flüchtigkeit) mißverstanden hat: wohl ist *προύχουσα* attributive Apposition zu *χερσόνησος*, aber dieses ist nicht Subjekt, sondern Subjektsprädikativ; Subjekt ist natürlich *ἡ Θάψος*, vgl. Classen zu 1, 46, 4 und 50, 3; *ἔστι* ist also unter allen Umständen Kopula.

[22]) Nicht selten vermißt man aber die Anfangsstellung auch ohne ersichtlichen Grund, etwa Hdt. 3, 20[1] *οἱ δὲ Αἰθίοπες οὗτοι ... λέγονται εἶναι* ... statt *λέγονται δὲ οἱ Αἰθίοπες οὗτοι ... εἶναι* ...

[23]) Falls der alte Zusammenhang überhaupt durch ein Demonstrativpronomen wieder aufgenommen wird; das ist aber durchaus nicht immer der Fall, indem die Konstruktion oft auf irgendeine Weise abgebogen wird, etwa Hdt. 2, 113[2] *ἦν δὲ ἐπὶ τῆς ἠιόνος ... Ἡρακλέος ἱρόν* ..., aber [3] *τοῦ ὦν δὴ Ἀλεξάνδρου ἀπιστέαται θεράποντες πυθόμενοι τὸν περὶ τὸ ἱρὸν ἔχοντα νόμον* ... statt *τὸν ὦν δὴ περὶ τούτου τοῦ ἱροῦ ἔχοντα νόμον πυθόμενοι* ...; von den oben erwähnten Stellen gehören hieher etwa 3, 14[8] (Relativsatz statt Hauptsatz mit *οὗτοι*); 5, 92 *γ*[3] (dem Schema würde wohl etwa entsprechen: *τούτῳ δὲ τῷ βουλεύματι οὐκ ἐνέμενον· ἐπείτε γὰρ* ...); 6, 62[1]; Xen. Hell. 3, 2, 13, vgl. noch An. 3, 1, 4–11.

[24]) Etwa Hdt. 1, 83 *τοιούτων*.

Xen. Hell. 4, 1, 29 *Ἦν δέ τις Ἀπολλοφάνης ... οὗτος οὖν εἶπε ...*[25]). So ist der Ausdruck der Gedankenform des erläuternden Einschubs doch auch noch innerhalb der Geschichte des Griechischen verfeinert worden.

Den sprachlichen Fortschritt, den das Griechische durch die Schaffung dieses Ausdrucksmittels für den erläuternden Einschub schon in vorliterarischer Zeit erzielt hat, richtig zu ermessen ermöglicht uns nun die Vorgeschichte des diesem Ausdrucksmittel zugrunde liegenden Satztypus mit Anfangsstellung des Verbums «sein». Wackernagel macht in seinem Vortrag über die indogermanische Dichtersprache Philologus 95, 18 darauf aufmerksam, daß auch in der altindischen Literatur Erzählungen häufig mit den dem *ἔστι* und *ἦν* genau entsprechenden satzeröffnenden Formen des Verbums «sein» eingeleitet werden (vgl. auch Kieckers, a. a. O. § 29), und erschließt aus dieser Übereinstimmung einen uralten, von den Griechen und Indern gemeinsam ererbten Erzählertypus. Diese Stellung suchen Brugmann, Kurze vgl. Gramm. 683, und Brugmann-Thumb, Griech. Gramm.[4] 661, dadurch zu erklären, daß durch die Anfangsstellung das Verbum und damit das Geschehnis hervorgehoben werden solle, was dem Erzählungsstile durchaus angemessen sei. Richtig ist aber wohl gerade das Gegenteil hievon, wie schon H. Weil, De l'ordre des mots dans les langues anciennes comparées aux langues modernes 27, gesehen hat[26]). Zwar in der altindischen Prosa «nimmt das Verbum die erste Stellung im Satze ein, sobald dem Sinne nach ein Nachdruck auf ihm ruht», Delbrück, Altind. Wortfolge 19. Aber bei dem uns beschäftigenden Typus ist davon auszugehen, daß in der Grundsprache nicht ein beliebiges Verbum, sondern das Verbum «sein» den ersten Satz von Erzählungen zu eröffnen pflegte, also ein Verbum,

[25]) Auch Thukydides verdeutlicht das Wiedereinsetzen der Erzählung nach einem erläuternden Einschub nicht selten durch *οὖν*, so etwa an den in Anm. 21 genannten Stellen 1, 46, 5 (wo das *οὖν* aber auch abschließende Bedeutung hat, vgl. Classen zu 1, 45, 4 und Kühner-Gerth 2, 157 f.) und 4, 25, 1 (wo aber die erläuterte neue Größe [die Straße von Messina] eine andre Rolle spielt als bei ihrer erstmaligen Nennung vor dem erläuternden Einschub: 4, 24, 4 ist der *πορθμός* als strategisch wichtige Stelle genannt, deren Blockierung und Beherrschung durch die Athener die Syrakusaner verhindern wollen, 4, 25, 1 aber als Schauplatz des Seegefechts. Ähnliche Komplikationen des Aufbaus weisen auch einige andre der in Anm. 21 angeführten Thukydidesstellen auf, doch soll hierauf nicht eingegangen werden). Dagegen habe ich bei ihm bisher kein Beispiel gefunden, das genau dem uns beschäftigenden Schema entspräche. Das ist wohl kein Zufall. Der erläuternde Einschub gehört eben doch dem volkstümlichen, nicht periodisierenden und nicht auf weite Sicht disponierenden Stile an, über den die Prosa des Thukydides schon hinausgelangt ist. Sein weiter fortgeschrittner Stil zieht es vor, die neu einzuführende Person oder Sache gleich in die Konstruktion der Erzählung einzufügen und erst nachträglich, etwa durch einen Relativsatz, zu erläutern, vgl. etwa 2, 4, 5 ... *ἐσπίπτουσιν ἐς οἴκημα μέγα, ὃ ἦν τοῦ τείχους πλησίον ...*, nicht *ἦν δὲ τοῦ τείχους πλησίον οἴκημα μέγα ... ἐς τοῦτο (οὖν) ἐσπίπτουσι ...*; diese Weise kennt neben der volkstümlichen natürlich auch schon Herodot, etwa 1, 84[2]. Eine mittlere Stufe nehmen diejenigen Fälle ein, wo die neu einzuführende Größe zwar schon gleich in die Konstruktion der Erzählung gefügt ist, die nähern Erläuterungen aber doch in einem selbständigen Hauptsatze angefügt werden und dann eine eigentliche Wiederaufnahme des Zusammenhanges notwendig wird; dahin gehören die schon mehrfach angeführten Stellen Hdt. 1, 1[2] und Thuk. 1, 46, 4–5.

[26]) «Il arrive qu'on ne trouve rien pour préparer l'auditeur à ce qu'on veut lui communiquer et que, ne voulant pas entrer en matière sans préparation, on commence par ce qu'il y a de plus général, de plus indispensable, mais aussi de plus insignifiant, c'est-à-dire par l'idée de l'existence pure et simple ‚Il y avait un roi' *Ἔστι πόλις Ἐφύρη.*» Vgl. auch Nicolaus Schneider, De verbi in lingua Latina collocatione, Diss. Münster 1912, 60 f.

das gerade kein Geschehnis, sondern einen Zustand bezeichnet, und zwar sogar einen sehr unbestimmten, allgemeinen Zustand, das bloße Dasein. Ferner ist zu beachten, daß im Griechischen andre Verba als *εἶναι* vorwiegend[27]) nur dann an die Spitze des Satzes treten, «wenn Zuständliches geschildert werden soll» (Kieckers § 30), also wiederum gerade nicht zur Hervorhebung von Geschehnissen. Auch die Prüfung der einzelnen Beispiele ergibt, daß in diesem Satztypus das die Aufmerksamkeit auf sich lenkende und daher hervorgehobne Satzglied nicht das satzeröffnende Verbum, sondern das den Satz beschließende oder jedenfalls gegen das Satzende zu stehende Satzglied ist. Im typischen Beginn einer indischen Fabel Pantschatantra 50, 6 «Es gibt in einer gewissen Gegend einen von verschiednen Wassertieren bewohnten großen See» liegt das Hauptgewicht der Aussage doch jedenfalls nicht auf «es gibt», sondern auf «See», desgleichen in griechischen Sätzen wie *ἦν δέ τις ἐν Τρώεσσι Δόλων* nicht auf *ἦν*, sondern auf *Δόλων*. Diese Wortfolge ist also durch die erstrebte Endstellung des betonten Satzglieds hervorgerufen. Auch in den von Kieckers § 30 angeführten Beispielen steht das Verbum nicht darum an der Spitze des Satzes, weil Zuständliches geschildert wird, sondern weil mit dem Selbstverständlichen, Erwarteten begonnen und das Wichtige, die Aufmerksamkeit auf sich Lenkende auf den Schluß verspart wird: Etwa Thuk. 2, 96, 4 *ῥεῖ δ' οὗτος (ὁ Ὄσκιος ποταμὸς) ἐκ τοῦ ὄρους ὅθενπερ καὶ ὁ Νέστος καὶ ὁ Ἕβρος* ist das Wichtige nicht, daß der Oskios fließt, sondern woher er fließt. Auch in den von Kieckers als besondrer Typus gewürdigten Sätzen mit Angabe des Feldherrn eines Heeres, etwa Thuk. 1, 60, 2 *ἐστρατήγει δὲ αὐτῶν Ἀριστεὺς ὁ Ἀδειμάντου ...*, steht das Verbum des Befehligens darum an der Spitze, weil die wichtige Angabe, wer den Oberbefehl führte, ans Ende gehört; daß überhaupt jemand Feldherr war, ist ja selbstverständlich. Daß diese Sätze bei den Historikern so überaus häufig sind, ist nur durch die Häufigkeit der Kriegsberichte in der Geschichtschreibung bedingt[28]); an sich stellen sie keinen besondern Typus dar und unterscheiden sich nicht von Sätzen wie Hdt. 1, 93[2] *ἐξεργάσατο δέ μιν (τὸ Ἀλυάττεω σῆμα) οἱ ἀγοραῖοι ἄνθρωποι ...*, wo das Gewicht der Aussage nicht auf dem Erbauen, sondern den Erbauern des Grabmales liegt. Nicht anders sind endlich auch die meisten Sätze zu beurteilen, wo Kieckers § 31 die Anfangsstellung des Verbums zu Unrecht dem Fortschreiten der Erzählung zuschreibt. In vielen dieser Sätze ist das betonte, nicht am Satzanfang stehende Satzglied mit *καί* «auch» eingeleitet, indem ausgesagt wird, daß die gleiche Handlung, die laut einer vorangegangenen Aussage von einem ersten Subjekt oder an einem ersten Objekt vollzogen wurde, auch von einem andern Subjekt oder an einem andern Objekt vollzogen wird, etwa Thuk. 1, 128, 1 *Ἀντεκέλεων*[29]) *δὲ καὶ οἱ Ἀθηναῖοι τοὺς Λακεδαι-*

---

[27]) Ein großer Teil der Fälle, in denen nach Kieckers § 31 die Anfangsstellung des Verbums das Fortschreiten der Erzählung bezeichnen soll, ist wohl anders zu erklären, s. am Ende dieser Seite.

[28]) Vgl. auch etwa Liv. 2, 2, 6 *praeerat Arruns Tarquinius, filius regis*, ähnlich 22, 24, 1.

[29]) Allerdings ist das Praeverbium *ἀντι-* vom streng logischen Standpunkte aus mit dem *καί* «auch» unvereinbar; es liegt Kontamination vor.

μονίους τὸ ἀπὸ Ταινάρου ἄγος ἐλαύνειν (126, 2 und 127, 1 war erzählt worden, wie die Lazedämonier die Athener aufforderten [*ἐκέλευον*], die Blutschuld der Alkmäoniden zu sühnen); vgl. außer den übrigen von Kieckers angeführten hieher gehörigen Stellen noch etwa Hdt. 1, 14^{3}; Thuk. 1, 103, 4; 2, 86, 2 und die von Classen z. St. genannten Belege; 4, 96, 1^{29}); Xen. Hell. 2, 1, 17; 3, 1, 14. Das Wichtigste und daher Betonte ist auch in diesen Fällen nicht die Handlung, sondern das neue Subjekt oder Objekt[30]).

Diesen grundsprachlichen Erzählungsbeginn hat nun das Griechische bewahrt; zwar gibt es wohl kaum Belege für diesen Typus am absoluten Anfang von Erzählungen, da uns ja keine kunstlosen, nicht in einen größern Rahmen eingefügten Märchen oder Einzelerzählungen erhalten sind. Aber eben in dem uns beschäftigenden erläuternden Einschub lebt dieser uralte Typus fort, und zwar unverändert, ohne Anknüpfung mit *δέ*, wenn im vorhergehenden Zusammenhang schon auf das Neue vorausgewiesen worden ist und der Hörer daher nicht mehr eine gleichmäßige Fortsetzung des Zusammenhanges erwartet, sondern auf einen vorübergehenden Szenenwechsel schon gefaßt ist, etwa *Z* 152, wo Glaukos dem Diomedes, der ihn nach seiner Abkunft gefragt hat, antwortet: «Wenn du unser Geschlecht wissen willst, (so vernimm): *ἔστι πόλις Ἐφύρη μυχῷ Ἄργεος ἱπποβότοιο* ... «Es gibt eine Stadt Ephyre im Innern von Argos ...[31])»; Hdt. 3, 1^{3} *ταῦτα δὴ ἐκλογιζόμενος (ὁ Ἄμασις) ἐποίησε τάδε· ἦν Ἀπρίεω τοῦ προτέρου βασιλέος θυγάτηρ ..., οὔνομα δέ οἱ ἦν Νίτητις. ταύτην δὴ τὴν παῖδα ὁ Ἄμασις ... ἀποπέμπει ἐς Πέρσας ὡς ἑωυτοῦ θυγατέρα*; 4^{1}; 11^{2}; 41^{1}; 50^{1}; 5, 12^{1}; 6, 61^{2}. Allerdings ist die Voranstellung des Verbums, wie oben S. 243 erwähnt wurde, kein starres Gesetz, vgl. etwa Hdt. 1, 96^{1} ... *ὧδε αὖτις ἐς τυραννίδας περιῆλθον* (die nördlichen Völker Asiens). *ἀνὴρ ἐν τοῖσι Μήδοισι ἐγένετο σοφὸς τῷ οὔνομα ἦν Δηιόκης ... οὗτος ὁ Δηιόκης ...*; Thuk. 1, 24, 1^{32}); 126, 3. Wo aber der Hörer oder Leser auf diesen Szenenwechsel nicht vorbereitet ist, wird im Griechischen stets *δέ* zur Bezeichnung eben dieses Szenenwechsels gesetzt, wofür oben S. 243 ff. genügend Beispiele gegeben sind. Es

---

[30]) Falsch auch Brugmann-Thumb, Griech. Gramm.[4] 661: «Hervorhebung der Handlung bei Anapher.» Bei Anapher des Verbums liegt entweder der eben besprochne Fall mit «auch» vor, so an der oben genannten Stelle Thuk. 2, 86, 2, oder Epexegese, so an der von Brugmann-Thumb a. a. O. angeführten Stelle Thuk. 1, 45, 3 *προεῖπον δὲ ταῦτα τοῦ μὴ λύειν ἕνεκα τὰς σπονδάς* «und zwar gaben sie ihnen diese Weisung, um sich nicht eines Vertragsbruches schuldig zu machen», vgl. Classen zu 1, 88 und (allerdings mit anderm Verbum) zu 1, 128, 6, ferner 2, 2, 3; 4, 1, 2. Auch in diesen Fällen liegt das Gewicht der Aussage auf der Epexegese und nicht auf dem wiederholten Verbum oder seinem Vertreter *πράσσειν*.

[31]) *κ* 552 und *υ* 287 darf man wohl das «begründende» *δέ* (Kühner-Gerth § 531, 2) annehmen.

[32]) Kieckers S. 53 oben faßt an dieser Stelle *ἐστι* als Kopula auf und müßte also übersetzen: «Epidamnos ist eine Stadt zur Rechten usf.»; Thukydides hat aber doch wohl gemeint «Es gibt eine Stadt Epidamnos zur Rechten ...»; man vergleiche etwa 1, 126, 3 *Κύλων ἦν Ὀλυμπιονίκης* ... mit Hdt. 5, 71^{1} *ἦν Κύλων τῶν Ἀθηναίων ἀνὴρ Ὀλυμπιονίκης* «Es war unter den Athenern ein Mann (namens) Kylon, ein Sieger in Olympia», wo Thukydides schwerlich etwas andres als Herodot hat ausdrücken wollen. Anders aber wohl Hdt. 1, 6^{1} *Κροῖσος ἦν* ... «Krösus war ...», nicht «Es war (einst ein König namens) K.»; der berühmte Krösus ist eben als bekannt vorausgesetzt.

ist ein Sonderfall des *δέ* «epexegetic introducing explanation or amplification» (Powell s. v. *δέ* D I) und ist mit dem deutschen *aber* im Sinne von *nun*, dem oben S. 242 besprochnen altindischen *tu* und dem lateinischen *autem* in seiner seltnen Funktion zur Bezeichnung des erläuternden Einschubs (siehe unten S. 251 f.) und in seiner häufigen Verwendung statt *atqui* in der assumptio des Syllogismus (Kühner-Stegmann § 165, 4 a; Thes. II 1587, 80 ff.) zu vergleichen. Im Zusatze dieses *δέ* besteht der sprachliche Fortschritt, den das Griechische beim Ausdruck des erläuternden Einschubs schon in vorliterarischer Zeit gegenüber der indogermanischen Grundsprache erzielt hat, die wohl, wie noch das älteste Indisch, dieser Gedankenform noch nicht gerecht geworden war.

Aus zwei Gründen darf man aber dem griechischen Ausdruck des erläuternden Einschubs durch Voranstellung des von *δέ* begleiteten Verbums doch nicht den ganz gleichen Wert zuerkennen wie dem deutschen *nun*, dem englischen *now*, dem französischen *or* und auch dem herodoteïschen *ἄρα*. Erstens ist die Voranstellung des Verbums nicht nur nicht streng geboten, sondern in gewissen Fällen sogar unmöglich, z. B. dann, wenn das Verbum wie an den oben S. 245 besprochnen Stellen Hdt. 1, 1[2] und 6, 62[1] nicht etwas Erwartetes und Selbstverständliches ausdrückt. Die Anfangsstellung des Verbums ist also nur ein häufiges, aber kein ständiges Kennzeichen des erläuternden Einschubs. Zweitens ist der mit dem Verbum und nachfolgendem *δέ* beginnende Satztypus nicht ausschließlich dem Ausdruck des erläuternden Einschubs vorbehalten, wird auch sonst verwendet, was der Genauigkeit des Ausdrucks der erläuternden Unterbrechung einigermaßen Abbruch tut. Äußerlich gleich wie der uns beschäftigende Typus des erläuternden Einschubs sehen erstens eingeschobne Erläuterungen aus, die zum Verständnis des Vorhergehenden nützlich, aber des Folgenden nicht unerläßlich sind, und auf die daher der wieder einsetzende Zusammenhang gar nicht mehr Bezug nimmt, etwa Hdt. 1, 17[1]; 26[2]; 35[2]; 105[3]; 3, 8[1]–9[1]; Thuk. 1, 103, 2; 2, 102, 3–103, 1. Der mit *ἔστι δὲ* beginnende Exkurs über die Klassen der Ägypter Hdt. 2, 164–168 «steht sogar weder mit dem Vorhergehenden noch mit dem Nachfolgenden in einem ersichtlichen Zusammenhang» (Stein z. St.). Ferner wird dieser Satztypus auch häufig und nicht selten in ganzen Reihen zur Schilderung von Zuständen verwendet, die gar nicht im Rahmen einer Erzählung stehen, etwa Hdt. 2, 72 ff. Demgegenüber kündigen das deutsche *nun* und seine Entsprechungen in den andern modernen europäischen Kultursprachen immer einen solchen Einschub an, der eine zum Verständnis des nachher wieder einsetzenden Zusammenhangs notwendige Kenntnis vermittelt. Das Griechische drückt also den erläuternden Einschub zwar viel genauer aus als das biblische Hebräische und die indogermanische Grundsprache, aber (mit Ausnahme des herodoteïschen *ἄρα*) nicht ganz so genau wie die modernen europäischen Kultursprachen.

Weniger lehrreich sind in unserm Zusammenhang die Verhältnisse im *Latein*, da diese Sprache für den erläuternden Einschub zwar im ganzen die gleichen Ausdrucksmittel wie das Griechische besitzt, diese aber weniger ausgiebig anwendet

und dadurch dem Ausdruck der uns beschäftigenden Gedankenform weniger gerecht wird als das Griechische. Zudem läßt sich wohl ein Fortschritt innerhalb der Geschichte des Lateins in diesem Punkte nicht feststellen, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß uns die Vertreter der ältesten Sprache, die Szeniker, keine große Ausbeute gewähren, da erzählende Abschnitte und damit auch erläuternde Einschübe bei ihnen nicht häufig sind und der Einfluß des Versmaßes dem wichtigsten zum Ausdruck des erläuternden Einschubs dienenden Mittel, der Anfangsstellung des Verbums *esse*, nicht günstig ist (Kroll, Glotta 9, 121).

Wie eben angedeutet, ist das hauptsächlichste Mittel zur Kennzeichnung des erläuternden Einschubs die Anfangsstellung des Verbums *esse*, besonders des Imperfekts[33]). Der alte Zusammenhang wird meistens wie im Griechischen (οὗτος) durch das Demonstrativum *hic* wieder aufgenommen, nicht selten und offenbar ohne Bedeutungsunterschied aber auch durch *is*[34]) oder relativen Anschluß[35]). Der Zusatz einer dem griechischen οὖν entsprechenden rekapitulierenden Partikel ist nicht üblich[36]). Beispiele bietet vor allem Caesar, etwa Gall. 6, 38, 1–2: (Im vorhergehenden Kapitel war geschildert worden, wie die Sugambrer ins römische Lager eindrangen). *Erat aeger cum praesidio relictus Publius Sextius Baculus ... Hic ... prodit.* «Nun war krankheitshalber mit einer Schutzwache zurückgelassen worden Publius Sextius Baculus ... Dieser ... trat heraus ...»; 5, 6, 1; 25, 1–3; 44, 1–3; 6, 7, 5; 8, 48, 1; civ. 2, 28, 1–2[37]); 3, 67, 5; Sall. Jug. 35, 1–2; 65, 1–3[38]); Liv. 2, 33, 5–6[39]); Ov. Metam. 1, 568–577.

---

[33]) Schmalz-Hofmann[5] 614 «... bei expositionellen, den Fortschritt der Erzählung unterbrechenden Sätzen»; Kühner-Stegmann § 246 Anm. 4 «... der allgemeine und unbestimmte Begriff des Wortes (*esse*) dient in diesem Falle dazu, den Hörer allmählich auf das kommende Neue vorzubereiten»; Kroll, Glotta 9, 113 «Anfangsstellungen ..., in denen das Verbum ... als Exposition zu einer folgenden Handlung einen Zustand malt»; Schneider in dem in Anm. 26 genannten Werke 59 «... narratio interrupta est his locis, et animi alio vertuntur in rem, quae magni momenti est in iis, quae postea narrantur ...»; ib. 61 Sed (zum Verständnis dafür, daß fast ausschließlich das Imperfekt *era(n)t* diese Stellung einnehme) respiciendum est res ipsas, quae afferuntur his sententiis, praeter rerum narrandarum summam commemorari, et ad ipsam narrationem praeparandam – ad «expositionem» nos fere dicimus – adhiberi ... Cum igitur totum enuntiatum institutioni illius, qui audit vel legit, inserviat, minime mirum est, quod illa verbi collocatio (die Anfangsstellung) item atque tempus (das Imperfekt) ad hanc rem adaptata est ...»; Kieckers 57.

[34]) Etwa Caes. Gall. 1, 12, 1 *Flumen est Arar ... Id Helvetii ratibus ac lintribus transibant*; Liv. 7, 26, 2, vgl. schon Plt. Mil. gl. 99 f. (wo der erläuternde Einschub angekündigt ist) *Erat erus Athenis mihi adulescens optumus. Is amabat meretricem itidem Athenis Atticis ...*

[35]) Etwa Cic. Rosc. Am. 17 *Erant ei veteres inimicitiae ... Quas inimicitias si ...*; Sall. Cat. 23, 3 *Erat ei cum Fulvia, muliere nobili, stupri vetus consuetudo. Cui cum minus gratus esset ...*

[36]) *Igitur* und *ergo* gehören dem erörternden, nicht dem erzählenden Stile an. Es ist auffällig, daß das klassische Latein, das die Gedankenform des Syllogismus mit Hilfe von *atqui* oder *autem* und von *igitur* oder *ergo* genauer als das Griechische auszudrücken vermag, beim Ausdruck des dem Syllogismus doch verwandten erläuternden Einschubs hinter dem Griechischen zurückbleibt.

[37]) Wieder aufgenommen wird der Zusammenhang hier nicht mit der neu eingeführten Person selbst, sondern mit *hanc appellationis causam*, wodurch die durch die Verhältnisse dieser Person für den Zusammenhang gegebnen Voraussetzungen bezeichnet sind.

[38]) Äußerlich gleich sieht die Stelle Sall. Cat. 17, 5 aus: *erant praeterea complures paulo occultius consili huiusce participes nobiles ...*, die aber keinen erläuternden Einschub darstellt.

[39]) Hier wird die neu vorgestellte Person nicht durch ein Demonstrativpronomen, sondern durch die Wiederholung ihres Namens in den Zusammenhang eingeführt; ähnlich übrigens an der in Anm. 21 genannten Stelle Thuk. 6, 97, 2.

Die Unvollkommenheit dieses Ausdrucksmittels besteht nun erstens darin, daß es nicht regelmäßig angewandt wird: Was das Verbum substantivum betrifft, so ist seine Voranstellung so wenig wie im Griechischen ein unverbrüchliches Gesetz; steht es aber im Satzinnern, so bleibt der erläuternde Einschub äußerlich unbezeichnet, vgl. die von Kieckers 58 angeführten Beispiele Caes. Gall. 2, 9, 1: (Am Ende des 8. Kapitels war erzählt worden, wie die Belgier einerseits, Caesar anderseits ihre Heere zur Schlacht aufstellten). *Palus erat non magna inter nostrum atque hostium exercitum. Hanc si nostri transirent, hostes exspectabant.* «Nun war ein kleiner Sumpf zwischen unserm und dem feindlichen Heere. Die Feinde warteten ab, ob die Unsern diesen (Sumpf) durchschreiten würden»; 1, 12, 1; 7, 19, 1–2, ferner etwa 3, 8, 1–2[40]); 4, 1, 3–4, 4, 1; Sall. Jug. 64, 4[40]); Liv. 7, 26, 2. Noch seltner[41]) als im Griechischen ist aber die Anfangsstellung andrer Verben als *esse* zur Bezeichnung des erläuternden Einschubs, so daß dieser eines äußern Kennzeichens meistens entbehrt, wenn sein Prädikat ein andres Verbum als *esse* ist, etwa Nep. Milt. 3, 1–2: (Im Kap. 2 war erzählt worden, wie Miltiades auf der Rückfahrt vom Chersones Lemnos und die Kykladen unterwarf). *Eisdem temporibus Persarum rex Darius ... Scythis bellum inferre decrevit. pontem fecit in Histro flumine ... eius pontis ... custodes reliquit principes, quos secum ex Ionia et Aeolide duxerat ... in hoc fuit tum numero Miltiades.* «Nun beschloß gerade zu jener Zeit der Perserkönig Darius, gegen die Scythen Krieg zu führen. Er baute eine Brücke über die Donau und bestellte als Wächter über sie Fürsten, die er aus Ionien und Äolien mitgebracht hatte ... Unter diesen befand sich damals Miltiades ...»

Da zweitens die dem griechischen *δέ* entsprechenden *autem* und *sed* in erläuternden Einschüben nur selten gesetzt werden (siehe unten), unterscheidet sich der unvermittelte erläuternde Einschub (der im Griechischen des *δέ* nie entbehrt) auch weder vom angekündigten erläuternden Einschub (der im Griechischen nie ein *δέ* enthält) noch vom absoluten märchenartigen Erzählungsbeginn. Als Beispiele für den erstern seien etwa angeführt Caes. Gall. 6, 5, 4–5: *(... quod pro explorato habebat [Caesar], Ambiorigem proelio non esse concertaturum, reliqua eius consilia animo circumspiciebat:) Erant Menapii propinqui Eburonum finibus ... Cum his esse hospitium Ambiorigi sciebat; item ... venisse Germanis in amicitiam cognoverat. Haec prius illi detrahenda auxilia existimabat, quam ...*; Liv. 2, 3, 2[42]), als Beispiel für den letztern der bekannte und schon mehrfach[43]) gewürdigte Satz Apul. Met. 4, 28 *Erant in quadam civitate rex et regina.*

---

[40]) Einführung näherer Umstände, deren Kenntnis zum Verständnis des Folgenden notwendig ist, zu einer schon genannten neuen Größe, vgl. Anm. 21.

[41]) Zwei unsichre Beispiele führt Schneider 61 aus dem bellum Alexandrinum an (28, 3 *Consederat ...*, 72, 2 *Circumpositi sunt ...*), ein kaum hieher gehöriges (Gall. 6, 7, 5 *augebatur ...*) Kroll, Gl. 9, 113.

[42]) An der in Anm. 34 angeführten Stelle Plt. Mil. gl. 99 kann die Anfangsstellung von *erat* Zufall sein, wie der Vergleich mit ähnlichen Stellen wie Capt. 6 *Seni huic fuerunt filii nati duo* und Men. 17 *Mercator quidam fuit Syracusis senex* lehrt.

[43]) Schneider 60; Kühner-Stegmann § 246 Anm. 4.

Nur verhältnismäßig selten wird, wie schon angedeutet, der Beginn des erläuternden Einschubs durch *autem* oder *sed* bezeichnet; für das erstre sind die bei Saur, Die Adversativpartikeln bei lateinischen Prosaikern, Diss. Tübingen 1913, § 38 («... enthalten die mit *autem* eingeführten Sätze einen die Erzählung erläuternden Zusatz») angeführten Stellen einzusehen, von denen aber Liv. 21, 12, 5; 25, 9, 9 und sämtliche Stellen aus Quintilian für uns nicht in Betracht kommen, weil *autem* dort mit «nämlich» zu übersetzen ist (vgl. Thes. II 1588, 38). Dagegen entspricht unserm Schema genau Plin. ep. 3, 9, 3: *(Caecilius Classicus, homo foedus et aperte malus, proconsulatum in ea* [*scil. provincia Baetica*] *non minus violenter quam sordide gesserat eodem anno quo in Africa Marius Priscus). erat autem* («Nun war aber») *Priscus ex Baetica, ex Africa Classicus. inde dictum Baeticorum ... ferebatur, dedi malum et accepi,* und annähernd Liv. 21, 26, 6 und 21, 12, 6. Ferner gehört wohl hieher Caes. Gall. 7, 22, 2–5: «Denn sie (die Gallier) versuchten die (römischen) Mauersicheln mit Schlingen wegzuziehen ... und den (römischen) Belagerungswall durch Minengänge zu unterwühlen ... Nun hatten sie ihre ganze Mauer mit mehrstöckigen Türmen versehen und diese mit Leder überzogen (*Totum autem murum ... turribus contabulaverant atque has coriis intexerant*). Dann versuchten sie in häufigen Ausfällen Feuer an den Wall zu legen ... und glichen die Höhe (dieser) ihrer Türme durch Verlängerung ihrer Eckbalken der durch die Emporhebung des Walles täglich zunehmenden Höhe unsrer Türme an.» Dem Gerippe des Gedankens liegt das uns beschäftigende Schema zugrunde: «Nun hatten sie Türme gebaut. Diese glichen sie den unsern an.» Für *sed* finden sich Beispiele bei Sallust, etwa Cat. 23, 1: (Die Kapitel 21 und 22 enthalten Ermahnungen Catilinas an die Verschwörer). *Sed in ea coniuratione fuit Q. Curius* (folgt eingehende Kennzeichnung dieses Mannes) ... *erat ei cum Fulvia, muliere nobili, stupri vetus consuetudo. cui cum minus gratus esset* ... «Nun war unter den Verschwörern ein Q. Curius. Er war ein Mann folgender Art ... Nun stand er seit langem in verbotenen Beziehungen mit einer adligen Frau namens Fulvia. Als er dieser weniger genehm war ...» Hier liegen also zwei erläuternde Unterbrechungen vor; die erste ist durch *sed*, die zweite durch Voranstellung von *erat* gekennzeichnet.

Als zweites Kriterium für den sprachlichen Fortschritt hatten wir die zunehmende Verzweigung der auszudrückenden Gedankenformen und ihrer sprachlichen Entsprechungen festgestellt. In fortgeschrittnen Sprachen begegnen uns vielverzweigte syntaktische Gebilde, die den altertümlichen Sprachen noch fremd sind, weil das altertümliche Denken noch nicht dazu gelangt war, die diesen syntaktischen Gebilden zugrunde liegenden vielverzweigten Gedankenformen zu prägen. Hier ist besonders deutlich, wie der Fortschritt des Denkens und der Sprache Hand in Hand gehen. Es ist nun hier nicht wie bei der Anwendung des ersten Kriteriums unsre Aufgabe, die Angemessenheit des Ausdrucks einer gegebnen Gedankenform zu prüfen, sondern wir haben, von einer Stufe der Verzweigung zur nächsten steigend, zu ermitteln, bis zu welchem Grade von gedanklicher und sprachlicher Verzweigung die uns beschäftigenden Sprachen gelangt sind. Zur Erläute-

rung dieser Art des sprachlichen Fortschritts wählen wir als Ausgangspunkt die Gedankenform der Gleichsetzung zweier Differenzen, die man in die Formel «Um wieviel größer (oder höher, kleiner, breiter usf.) *a* ist als *b*, um so viel größer (oder höher usf.) ist *c* als *d*» fassen kann. Allen nun zu musternden Beispielen liegt diese Gedankenform gleichsam als Gerüst zugrunde, aber die einzelnen Balken *a b c d* dieses Gerüstes sind in den verschiednen Sprachen von verschieden kompliziertem Bau, in den altertümlichen Sprachen einfach, fast nur aus einem Stück bestehend, in den weiter fortgeschrittnen Sprachen oft ihrerseits wieder zu einem kleinern oder größern Gerüst verzweigt. Im *biblischen Hebräischen* hat dieser Satztypus m. W. nirgends eine weitre Verzweigung erfahren als an der Stelle Jes. 55, 8: «sondern so hoch der Himmel über der Erde ist, so viel höher sind meine Wege als eure Wege, und meine Gedanken als eure Gedanken.» Setzen wir diesen Satz in unsre Formel ein, so ist *a* der Himmel, *b* die Erde, *c* meine Wege (Gedanken), *d* eure Wege (Gedanken); die einzelnen Glieder sind also so einfach wie möglich gebaut, das Gerüst, von dem wir ausgehen, liegt hier ohne weitre Verzweigung vor. Ein *altindisches* Beispiel für diese Satzform ist mir leider nicht zur Hand. Die *homerische Sprache* ist bei dieser Satzform nicht über den geringen Grad von Verzweigung hinausgelangt, den wir eben im Hebräischen festgestellt haben; wir dürfen die Stelle *Π* 722 hieherziehen, wo es heißt *αἴθ' ὅσον ἥσσων εἰμί, τόσον σέο φέρτερος εἴην* «Wäre ich doch so viel stärker als du, als ich schwächer bin», denn dieser Satz weicht nur unwesentlich von der Fassung ab, die unsrer Formel genau entsprechen würde: «Um wieviel stärker als ich du bist, um so viel stärker als du möchte ich sein»; hier ist *a* du, *b* ich, *c* ich, *d* du. Auch das *älteste Latein*, die Sprache des Plautus, hat diesen Grad von Verzweigung noch nicht überschritten; hieher gehört der Satz Amph. 548 *quanto, nox, fuisti longior hac proxuma, tanto brevior dies ut fiat faciam* «ich werde machen, daß der Tag um so viel kürzer (als üblich) wird, als du, o Nacht, länger warst als die letzte Nacht», worin, wenn wir ihn unsrer Formel anpassen, *a* diese Nacht, *b* die letzte Nacht, *c* der normale Tag, *d* dieser Tag ist. Demgegenüber können nun das *nachhomerische Griechisch* und das *klassische Latein* dieses Satzgerüst bedeutend reicher ausstatten. Als Beispiel hiefür wählen wir je einen Satz aus Herodot und aus Livius. Hdt. 4, 50[4] heißt es *ὅσῳ δὲ πλέον ἐπ' ἑωυτὸν ὕδωρ ὁ ἥλιος ἐπέλκεται ἐν τῷ θέρει ἢ ἐν τῷ χειμῶνι, τοσούτῳ τὰ συμμισγόμενα τῷ Ἴστρῳ πολλαπλήσιά ἐστι τοῦ θέρεος ἢ περ τοῦ χειμῶνος* «(die Donau führt im Sommer und im Winter gleich viel Wasser); denn die Wassermenge, die ihr durch ihre Nebenflüsse zuströmt, ist im Sommer um so viel größer als im Winter, als die Sonne im Sommer mehr Wasser an sich zieht als im Winter.» Hierin ist, wenn wir den Satz auf unsre Formel bringen, *a* das Wasser, das die Sonne im Sommer an sich zieht, *b* das Wasser, das die Sonne im Winter an sich zieht, *c* das der Donau im Sommer Zufließende, *d* das der Donau im Winter Zufließende. Hier sind also die einzelnen Teile des Grundgerüstes ihrerseits wieder stark verzweigt. Eine noch reichere Verzweigung liegt endlich in dem Satze Liv. 27, 14, 10 vor. Es wird dort erzählt, wie in dem für die Römer

siegreichen Treffen bei Canusium in Apulien im Jahre 209 v. Chr. die scheu gewordnen Elefanten der Punier ihre eignen Leute niedertreten: *eo magis ruere in suos beluae, tantoque maiorem stragem edere quam inter hostis ediderant, quanto acrius pavor consternatam agit quam insidentis magistri imperio regitur.* «Die Tiere stürzten sich um so mehr in ihre eignen Leute und richteten dort eine um so größere Verheerung an, als sie unter den Feinden angerichtet hatten, als der Schrecken das scheu gewordne Tier ungestümer treibt, als es von dem Befehl des darauf sitzenden Treibers gelenkt wird.» Hier ist *a* der Antrieb des erschreckten Tieres durch die Furcht, *b* die Lenkung des Tieres durch den Befehl des darauf sitzenden Treibers, *c* die Verheerung, welche die Tiere unter ihren eignen Leuten anrichteten, *d* die Verheerung, welche die Tiere unter den Feinden angerichtet hatten.

Nicht alle verzweigten Gedanken- und Satzformen lassen sich auf diese Weise als reichere Ausstattung eines einfachern Grundgerüstes auffassen. Es gibt auch Redeweisen, deren nacktes Gerüst schon so verzweigt ist, daß sie die gedankliche und sprachliche Gestaltungskraft der ältesten Sprachgenossenschaften übersteigen. Dahin gehört etwa die Wendung *nicht nur – sondern auch*, die den modernen Kultursprachen ebenso selbstverständlich wie unentbehrlich ist, aber überall zu den verhältnismäßig späten sprachlichen Errungenschaften gehört. Im *biblischen Hebräischen* gibt es wohl nur ein einziges Beispiel für diese Redeweise, und dieses findet sich gewiß nicht zufällig in einem der spätesten Bücher des Alten Testaments, Esther 1, 6: «Nicht nur gegen den König hat sich die Königin Vasthi vergangen, sondern auch gegen die Fürsten und alle Völker, die in all den Provinzen des Königs Ahasveros wohnen.» Es ist dies einer der nicht eben häufigen Fälle, wo wir einen sprachlichen Fortschritt innerhalb der Geschichte des biblischen Hebräischen feststellen können; obwohl sich die althebräische Literatur über einen Zeitraum von fast einem Jahrtausend erstreckt, geht die Ausdrucksfähigkeit der jüngern Sprache nur wenig über die der ältern hinaus, jedenfalls läßt sich dieser Abstand nicht mit dem Fortschritt vergleichen, der innerhalb des Altindischen die vedische Sprache vom klassischen Sanskrit trennt, das als eine der ausdrucksfähigsten Literatursprachen überhaupt bezeichnet werden darf. Im Griechischen und Lateinischen ist der Fortschritt von der ältesten zur klassischen Sprache darum nicht sehr groß, weil schon der homerischen und der plautinischen Sprache eine erstaunliche Ausdrucksfähigkeit eignet. Nun, auch im *Altindischen* fehlt die Wendung *nicht nur – sondern auch* der ältern Sprache; erst im klassischen Sanskrit tritt sie auf, ist aber hier dann ganz geläufig, siehe Speijer, Sanskrit Syntax §§ 442, 3; 480 Anm. 1, 2; Vedische und Sanskrit-Syntax § 262; PW 2, 430, 24 ff. und 6, 135, 31 ff. Hier ein Beispiel aus dem Vischnupurāna 4, 4, 12 (= Böhtlingk-Garbe 126, 7 ff.): «Dem ... Wasser des Ganges eignet eine solche Macht, daß es nicht nur, wenn es in bestimmter Absicht verwendet wird, für Bäder und dergleichen nützlich ist, sondern auch, wenn es nicht in bestimmter Absicht verwendet wird, die Seele eines Verstorbenen ... sogleich zum Himmel hinaufführt.» Auch dem ältesten *Griechischen*, der Sprache Homers, ist diese Fügung noch fremd. Die älte-

sten Belege – vielleicht der Weltliteratur überhaupt – finden sich bei Herodot, dem indessen diese Wendung schon ganz geläufig ist, die Stellen bei Powell s.v. ἀλλά I, 8; hier sei nur etwa 4, 53[1] angeführt: «(Der vierte der skythischen Flüsse ist der Borysthenes, der nächst der Donau der größte von diesen und unsres Wissens der nutzbringendste) *οὔτι μοῦνον τῶν Σκυθικῶν ποταμῶν ἀλλὰ καὶ τῶν ἄλλων ἁπάντων, πλὴν Νείλου τοῦ Αἰγυπτίου* ist.» Das *Altlatein* macht im Kreise der ältesten Stufen der uns beschäftigenden Sprachen eine bemerkenswerte Ausnahme: Die Redeweise *nicht nur – sondern auch* findet sich – vielleicht nach griechischem Vorbild – schon bei Plautus, die Stellen bei Lodge, Lexicon Plautinum II 79 a; 192 a; 600 b; 851 a; etwa Most. 993 sagt der Kaufmann Theopropides, der bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Ägypten erfahren hat, daß sich zu Hause alles von Grund auf geändert hat: *Ut verba audio non equidem in Aegyptum hinc modo vectus fui, sed etiam in terras solas orasque ultumas sum circumvectus, ita ubi nunc sim nescio.* Im klassischen Latein endlich war dieser Redeweise eine überaus reiche Entfaltung beschieden; namentlich Cicero gelingt es, mit ihrer Hilfe eine Menge feinster begrifflicher Steigerungen auszudrücken, die uns den hohen Wert dieses Ausdrucksmittels ermessen lassen.

Als drittes Kriterium für den sprachlichen Fortschritt haben wir die Gedrängtheit des Ausdrucks genannt, die im wesentlichen dadurch zustande kommt, daß mehrere benachbarte einzelne, aber in einem einzigen größern Zusammenhang stehende Gedanken in straffe und genaue Beziehung zueinander gebracht, d. h. zu einer einzigen mehrgliedrigen Gedankenform zusammengezogen werden. Der gedankliche Gewinn ist hierbei, daß Beziehungen, die vorher verschwommen und verborgen waren, ans helle Licht des Bewußtseins gezogen und genau bestimmt werden, der sprachliche Gewinn, daß aus einem bloß zeitlich-räumlichen Nebeneinander ein sinnvolles Nebeneinander wird. Hieher gehört vor allem das große Gebiet der schon immer als Kriterium sprachlichen Fortschritts gewürdigten Satzunterordnung und Periodenbildung. Als Beispiel für diese zunehmende Gedrängtheit des Ausdrucks wählen wir jedoch nicht eine eigentliche Periodenform, sondern einen leichter überblickbaren Satztypus, dessen Entstehung wir innerhalb der Geschichte des Griechischen verfolgen können. Seit Sophokles und Herodot ist dem Griechischen eine Gedankenform geläufig, die man als «Stufenleiter der Wünschbarkeit» bezeichnen und etwa folgendermaßen umschreiben kann: «Am wünschenswertesten, am liebsten wäre allerdings *a*; wenn es aber nicht möglich ist, so möge doch wenigstens *b* eintreffen.» Der sprachliche Reflex dieser Gedankenform ist *μάλιστα μέν – εἰ δὲ (μή)* (oder *ἔπειτα δέ*), Kühner-Gerth § 577, 5, woselbst genügend Beispiele gegeben sind; hier sei nur Hdt. 8, 22[2] angeführt, weil Kühner-Gerth kein Beispiel aus Herodot nennt und diese Stelle dadurch bemerkenswert ist, daß hier die Stufenleiter sogar aus drei Stufen besteht: («Ionier, ihr handelt nicht recht daran, daß ihr die bekriegt, von denen ihr abstammt, und mithelft, Hellas zu unterjochen.) *ἀλλὰ μάλιστα μὲν πρὸς ἡμέων γίνεσθε · εἰ δὲ ὑμῖν ἐστι τοῦτο μὴ δυνατὸν ποιῆσαι, ὑμεῖς δὲ ἔτι καὶ νῦν ἐκ τοῦ μέσου ἡμῖν*

ἔζεσθε...· εἰ δὲ μηδέτερον τούτων οἷόν τε γίνεσθαι, ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης μέζονος κατέζευχθε ἢ ὥστε ἀπίστασθαι, ὑμεῖς δὲ ἐν τῷ ἔργῳ, ἐπεὰν συμμίσγωμεν, ἐθελοκακέετε... «Das allerbeste wäre es freilich, wenn ihr überhaupt auf unsre Seite trätet; wenn euch aber das nicht möglich ist, so bleibt doch wenigstens neutral ...; wenn euch aber keins von beiden möglich ist, sondern ihr durch höhere Gewalt verhindert seid, (von den Persern) abzufallen, so lauft doch wenigstens nach Beginn der Schlacht zu uns über usf.» Nun, der homerischen Sprache fehlt diese dem nachhomerischen Griechischen so geläufige Gedanken- und Satzform noch völlig. Und zwar besitzen wir eine zwar nicht sichre, aber doch wahrscheinliche Bestätigung dafür, daß dieses Fehlen nicht zufällig ist, d. h. daß diese Satzform nicht etwa schon dem Griechischen der homerischen Zeit eignete und nur aus Mangel an Gelegenheit nicht im Epos vorkommt, nämlich die Stelle *Z* 345 ff., wo die gedanklichen Elemente, die das spätre Griechisch zu der eben erwähnten einheitlichen Gedanken- und Satzform zusammengezogen hat, erst lose miteinander verbunden noch nebeneinander liegen. Helene sagt dort in Unmut über ihren nichtswürdigen Mann Alexandros zu ihrem Schwager Hektor: *ὥς μ' ὄφελ' ἤματι τῷ ὅτε με πρῶτον τέκε μήτηρ οἰχεσθαι προφέρουσα κακὴ ἀνέμοιο θύελλα εἰς ὄρος ἢ εἰς κῦμα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης, ἔνθα με κῦμ' ἀπόερσε πάρος τάδε ἔργα γενέσθαι. αὐτὰρ ἐπεὶ τάδε γ' ὧδε θεοὶ κακὰ τεκμήραντο, ἀνδρὸς ἔπειτ' ὤφελλον ἀμείνονος εἶναι ἄκοιτις κτλ.* «Hätte mich doch an dem Tage, da mich meine Mutter gebar, eine Windsbraut ins Gebirge oder ins Meer entrafft, wo mich eine Woge fortgerissen hätte, bevor diese Dinge geschehen wären; da aber die Götter nun einmal dieses Unglück so bestimmt haben, so hätte ich doch wenigstens die Frau eines bessern Mannes werden wollen ...» Wäre nun dem Dichter die uns beschäftigende Gedanken- und Satzform schon geläufig gewesen, so hätte er die ihm vorschwebenden Gedanken wahrscheinlich in diese Gedankenform zusammengezogen und demgemäß etwa folgendermaßen wiedergegeben: «Am liebsten wäre es mir freilich gewesen (*μάλιστα μὲν ...*), wenn mich gleich nach meiner Geburt eine Windsbraut entrafft hätte; da es aber die Götter anders gewollt haben, so hätte ich doch wenigstens ...» Worin unterscheidet sich nun die wirkliche homerische Fassung von dieser in die nachhomerische Satzform gebrachten Fassung? Die zweite Stufe der Leiter «so hätte ich doch wenigstens ...» ist schon bei Homer ähnlich[44]) wie im nachhomerischen Griechischen gestaltet, sie ist schon als zweite Stufe erkannt und gekennzeichnet. Dem ersten Wunsche aber, der in der nachhomerischen Satzform als erste Stufe erscheinen würde, fehlt das *μάλιστα μέν* «am liebsten allerdings», d. h. er ist zunächst noch nicht als erste Stufe einer Stufenleiter erkannt, der Dichter überblickt zunächst noch nicht den ganzen Gedankengang und kann ihn daher auch nicht zu einer einheitlichen Gedankenform zusammenfassen. Die

[44]) Während im nachhomerischen Griechischen der zweite Wunsch entweder durch *εἰ δὲ μή* oder durch *ἔπειτα δέ* eingeleitet wird, sind hier eigentlich beide Kennzeichnungen vereinigt: das *αὐτὰρ ἐπεί* 349 entspricht, da dieser Kausalsatz gegenüber dem vorhergehenden Zusammenhang negativen Sinn hat (= da es die Götter nicht so wollten), dem *εἰ δὲ μή*, und im Nachsatz 350 erscheint dann auch noch *ἔπειτα*.

Anknüpfung des zweiten Wunsches mit *αὐτὰρ ἐπεί*..., ... *ἔπειτα* zeigt freilich, daß auch der erste Wunsch nachträglich als Stufe einer Leiter empfunden ist, aber eben erst nachträglich; der zweite Wunsch weist auf den ersten zurück, der erste aber nicht auf den zweiten voraus.

Die im Vorhergehenden versuchte Einteilung des sprachlichen Fortschritts nach drei Hauptkriterien erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Alleingültigkeit. Auf Vollständigkeit nicht, weil sie einige Gebiete der Sprache, die an der Ausdrucksfähigkeit beteiligt sind, nicht erfaßt, so etwa den Wortschatz, in dessen Bereicherung an Begriffswörtern sich die Entdeckung oder Übernahme neuer Begriffe durch das Denken spiegelt. Auf Alleingültigkeit nicht, weil sich oft Zweifel einstellen, wo nun die eine oder andre Erscheinung einzuordnen sei. Jeder Einteilung einer unendlichen und bewegten Welt, wie sie das gedankliche und sprachliche Leben darstellt, haftet eben etwas Willkürliches und Gewaltsames an. Dennoch glaubt der Verfasser, daß uns der hier beschrittene Weg dem Ziele, die Entwicklung der Ausdrucksfähigkeit und damit des sprachlichen und geistigen Fortschritts im Altertum wissenschaftlich zu erfassen, näher bringen wird. In diesem Glauben bestärken ihn folgende Worte seines verehrten Lehrers Albert Debrunner in seinem Vortrage über «Sprachwissenschaft und Sprachrichtigkeit», Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usf. 50 (1922), 218: «Allein trotz dieser Eigengesetzlichkeit von Denken und Sprache ist die Sprache ein Abbild des Denkens, natürlich nicht des absoluten, ideal richtigen Denkens, sondern des unvollkommenen, historisch gewordenen und gewachsenen. Das gilt insbesondere von den Bindewörtern; Wörtchen wie *denn, weil, damit, obschon, aber, sowohl – als auch* sind wichtigere Marksteine in der Entwicklung des Menschen als Stahl und Elektrizität.» Und ebenda S. 219: «Also Denken und Sprechen, Logik und Grammatik hängen eng miteinander zusammen; daher bedeutet auch der Fortschritt des Denkens im Lauf der Geschichte einzelner Völker und der Menschheit einen Fortschritt der Sprache; neue Begriffe und die Gliederung vorhandener drängen zur Schaffung neuer Wörter; die Bereicherung der logischen Beziehungen ruft neue grammatische Ausdrucksmittel hervor.»

Considérations sur le cours du Rubicon

Par *Paul Aebischer*

Il y a près d'un siècle et demi déjà qu'un érudit ravennate, le comte Marco Fantuzzi, remarquait que la question de l'identification du Rubicon était singulièrement embrouillée[1]: et il faut avouer que, depuis, elle ne s'est guère clarifiée. Non point, certes, que les travaux qu'on y a consacrés fassent défaut: ils fourmillent, au contraire[2]. Mais force est de reconnaître qu'aucune des opinions énoncées jusqu'ici n'emporte la conviction. Trop de savants de petites villes, en effet, ont mis plus que de la passion, de la frénésie, à revendiquer pour leur lieu natal, Rimini, Santarcangelo, Savignano ou Césène, le cours d'eau immortalisé par l'«Alea jacta est» de César; trop de savants étrangers aussi, et non des moindres, ont cru pouvoir résoudre le problème en ne quittant point leur table de travail et en estimant que leur autorité suffisait à faire désormais prévaloir leur décision, qui trop souvent ne repose que sur des hypothèses, ou des renseignements inexacts. L'Eglise et l'Etat même s'en sont mêlés: depuis 1933, le gros bourg de Savignano di Romagna s'appelle Savignano sul Rubicone, de sorte que, officiellement, c'est le Fiumicino qui a été reconnu comme le moderne représentant de l'ancien Rubico[3]); alors qu'une bulle pontificale de 1756 identifiait ce même Rubicon avec le fleuve Uso, qui se jette dans l'Adriatique à quelques kilomètres au nord-ouest de Rimini. Mais, hélas, l'ukase d'un chef de gouvernement ou la bulle d'un pape ne peuvent suffire à résoudre à tout jamais un problème historique: il est des esprits, disons sceptiques, qui préfèrent des preuves à de simples affirmations.

Je n'insisterai pas – on l'a fait à maintes reprises[4]), et le lecteur ne s'en apercevra que trop dans les pages qui vont suivre – sur les difficultés que présente l'identification en question, difficultés dues à l'imprécision des itinéraires et des auteurs classiques qui mentionnent notre fleuve en passant, ainsi qu'aux conditions, qui ont varié au cours des temps, de l'aspect hydrographique et géologique de cette partie de la Romagne. Mais cependant, ce qui ne saurait faire aucun doute, c'est

[1]) M. Fantuzzi, *Monumenti ravennati de' secoli di mezzo*, t. VI, Venezia 1804, p. XLV sqq.

[2]) Cf. les renseignements bibliographiques donnés, pour la période antérieure à 1886, par G. G. Bagli, *Contributo agli studi di bibliografia storica romagnola*, Atti e Memorie della R. Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna, 3a ser., vol. XIV, Bologna 1896, pp. 60–63, et surtout A. Pecci, *Note storiche-bibliografiche intorno al fiume di Rubicone*, Bologna 1890, 53 p.

[3]) Cf. H. Philipp, *Die Gedenktafel Mussolinis am Rubico*, Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes geographischer Anstalt, 79. Jahrg. (1933), p. 180.

[4]) Cf. l'*Enciclopedia italiana*, vol. XXX, p. 206, et H. Philipp, in Pauly-Wissowa, *Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, 2. Reihe, Bd. I, Stuttgart 1920, col. 1162 sqq.

que le Rubicon coulait quelque part entre Ravenne et Rimini, plus près de cette ville que de celle-là, qu'il était plus ou moins parallèle au Savio, à l'ouest, et à la Marecchia, à l'est. Plutôt donc que de disserter de son cours dans la plaine, voyons de quel point de l'Apennin romagnol il a pu descendre: il lui a bien fallu, en effet, emprunter l'une quelconque des vallées, généralement de peu d'importance, qui débouchent entre Césène et Rimini.

Or, de ces petites vallées, il y en a cinq. Mais il n'y en a que cinq. Soit, à partir de Césène, 1° un vallon venant de Sajano et aboutissant à la Via Emilia au Ponte S. Lazzaro, où coule le Rio Donegaglia; 2° une vallée sensiblement plus longue – elle mesure quinze kilomètres de long – venant du pied du Monte Farneto, et débouchant dans la plaine à Calisese, parcourue par le Rubicone Cesenate, qui se joint au Rio Donegaglia à quelques centaines de mètres au nord du Ponte S. Lazzaro; 3° une troisième vallée, de huit kilomètres environ, dont le point le plus élevé est un peu à l'ouest de S. Paolo, et la base à Badia, sous le bourg de Montiano; le cours d'eau qui y passe est dénommé actuellement Rigossa; 4° une autre encore, prenant naissance au sud-ouest de Sogliano al Rubicone, se termine à douze kilomètres de là, à Montilgallo: elle est traversée par le Fiumicino; 5° enfin, une vallée parcourue par l'Uso est plus longue que les précédentes, puisqu'à son point terminus, à Santarcangelo di Romagna, elle a quelque chose comme vingt-quatre kilomètres.

Rien d'étonnant donc si la bulle de 1756 a choisi l'Uso comme héritier du Rubico, et si c'est là aussi l'opinion de H. Philipp[5]): mais cette hypothèse se heurte à des difficultés variées. L'une d'elles, et non la moindre, est que l'Uso, dans des documents fort anciens déjà, a un nom très voisin de celui qu'on lui donne aujourd'hui; on le trouve dénommé «fluvium Usa», «fluvium Use», «fluvio Use» dans le *Codice bavarese*, dont certaines parties au moins dateraient du milieu du VIIe siècle; et il est évident qu'il s'agit là de notre rivière, puisqu'elle passe par la «plebe Sancti Iohannis in Galilea», par la «basilica Sancti Archangeli fundata in loco qui dicitur Acervulis», et par la «plebe Sancti Martini in Bordunclo»[6]), soit par les localités actuelles de S. Giovanni in Galilea, Santarcangelo di Romagna et S. Martino in Bordonchio, près de Bellaria. Au surplus, on retrouve ce nom dans des chartes datées de 952, 958, 970, 973, 1057, 1067[7]), pour ne citer que celles-là, chartes qui ont toutes trait aux endroits que je viens de mentionner. Pas le moindre indice, bref, que ce cours d'eau ait jamais eu une dénomination différente de celle qu'il porte actuellement: et lorsque H. Philipp remarque que «der bedeutendste der drei für den Rubico in Frage kommenden Flüsse, eben der Uso, ohne antiken Namen wäre, falls die Gleichsetzung mit dem Rubico abgelehnt wird[8])», ce n'est évidemment pas là un argument positif, de même qu'on ne peut considérer comme

[5]) H. Philipp, in Pauly-Wissowa, vol. cit., col. 1165.
[6]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. I, pp. 4, 17 et 56.
[7]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. I, pp. 132, 147, 172, 177, 288 et 294.
[8]) H. Philipp, *Die Gedenktafel* ..., p. 180.

arguments probants les passages qu'il cite, tirés de Marcellinus et de Vibius Sequester.

Mais laquelle des quatre autres vallées a vu couler le Rubico antique ? Un examen de quelques chartes médiévales nous l'apprend. Sans doute, ces preuves tirées de documents du moyen âge sont-elles rejetées avec quelque dédain par H. Philipp. «Sehr gern – écrit-il – wird mit dem Argument operiert, daß sich für den modernen Fluß in alten Urkunden ein an den Rubico erinnernder Name finden lasse. So wird für den Oberlauf des Pisciatello die Namenform *Rigone*, *Rugone*, *Urgone* nachgewiesen. Ich halte dies Argument für nicht beweiskräftig genug.» Car, ajoute-t-il, la dénomination *Rubico*, d'après Sidoine Apollinaire, signifie tout bonnement «le fleuve rouge», et elle ne s'applique pas au seul Fiumicino, mais aux trois cours d'eau qui prennent naissance dans le même massif. Autant de phrases, autant d'affirmations gratuites ou inexactes, ou de méconnaissance de la vérité: il y a eu, au moyen âge, en ce qui concerne l'usage du nom de *Rubicone*, une tradition nette, précise, dont il n'est pas permis de ne pas tenir compte. Le *Codice bavarese* déjà cite le «fluvio Rubigone territorio cessinate[9])»: mais cette mention est trop vague pour qu'elle puisse nous être utile. Par contre, des détails intéressants sont donnés par un document de 1205 par lequel Ubertus Vicecomes, podestat de Bologne, liquide une controverse existant entre les villes de Rimini et de Césène au sujet des limites de leurs territoires respectifs. «Nos Ariminenses – dit cette charte – dicimus comitatum nostrum et districtum et fines esse debere et nunc esse ... a termino lapidis Strigariae, et descendit in Rivum Fazeti, et per eundem Rivum descendens in Flumine Rubiconis et per Rubiconem veniens ad stratam ante Hospitale Banzole, et a strata inferius ... pergens juxta illud idem Hospitale a latere Caesenae, et exit ad plebem Ruffi», d'où elle continue sur Bagnarola, le «castellare Casaligli», pour aboutir à la «Crux S. Thomae, supra litus maris[10])». Et si les Césénates ne sont pas d'accord sur le tracé de ces limites dans la plaine, ils admettent pourtant, eux aussi, que dans sa partie supérieure la frontière des deux territoires «incipit terminus lapidis Strigariae ... et descendit in Rivum Fazete, et per eundem Rivum confinando in Flumine Rubiconis, et per Rubiconem descendens usque ad Vadum S. Apollinaris» pour continuer, en faisant, semble-t-il, certains détours, par le «Pons trabis de Rogossa», l'«Hospitale Butri», «Fossaltam», pour se terminer à la mer[11]). Quelles qu'aient été les raisons pour lesquelles les deux villes n'étaient pas d'accord sur leurs limites, un fait est certain: c'est qu'en 1205 on entendait par *Rubicone* le cours d'eau qui, prenant naissance à peu de distance de Strigara, débouchait dans la plaine sous Montiano. En d'autres termes, le Rubicone de 1205 est le Rubicone Cesenate actuel: et ce que nous en savons explique pourquoi, plus de cinq cents ans auparavant déjà, peut-être, le *Codice bavarese* a pu parler du «fluvio Rubigone territorio cessinate».

[9]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. I, p. 15.
[10]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 301.
[11]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 302.

Et un autre fait est certain: en 1205, et sans doute depuis longtemps, le Rubicon, dans son cours supérieur tout au moins, servait de limite entre les territoires de Rimini et de Césène. Qu'il ait délimité aussi les deux evêchés, c'est ce qui ressort du fait que, dans le *Codice bavarese* déjà, comme plus tard, les localités sises à l'est de notre cours d'eau dépendent du diocèse de Rimini, tandis que celles situées à l'ouest appartiennent à celui de Césène. Ainsi en est-il du château de «Gallisidii» soit Calisese, en 1185[12]), alors que, par exemple, le «fundum Baulinianum» et l'église «Sancti Johannes qui vocatur ad Compotum[13])», c'est-à-dire les actuels Balignano et S. Giovanni in Compito, situés entre Montiano et Savignano, dépendent de l'évêque de Rimini, ainsi que Montiano même[14]).

Une dernière preuve que le Rubicone Cesenate actuel, dans son cours montagneux, est bien le Rubicon du moyen âge, je veux la voir dans l'existence, quelque part sur sa rive gauche, soit dans le diocèse de Césène, d'une très ancienne église plébaine, S. Martinus in Rubicone, citée fréquemment aux XIe, XIIe et XIIIe siècles[15]). Il eût été précieux de savoir exactement où s'élevait cette église: malheureusement, à ma connaissance du moins, ce problème n'a pas été élucidé[16]). Mais il est certain que son territoire comprenait, à côté de localités non identifiables, comme «Azano» ou «Mons Crepatus[17])», «Sorrivola[18])», soit Sorrivoli.

Le Rubicone Cesenate, avons-nous dit, débouche dans la plaine romagnole sous Montiano. Or deux actes, l'un de 1183 et l'autre de 1270, prouvent que le Rubicone médiéval passait précisément aux pieds de cette localité. Dans la première de ces chartes, en effet, il est question d'«in curte castri ... de Monteliano ... in fundo Ladovecle ...: a primo latere via, a secundo latere jus Ecclesie Sancti Apollinaris, a tertio latere Rubicon, a quarto latere Candolus ... Et duas tornatorias terre quas habetis domnicatas in Manso da Pino in jam dicta curte de Monteliano: a primo latere Joannes Julie ..., a tertio latere Rubicon, a quarto latere via[19])». Et dans le document de 1270, il est fait mention du «territorio Ariminensi plebatu Sancti Petri in Computo, in curte Montiliani ... petie terre, caneti et brelete in fundo Felleti, latere Johannis Diamanti pro uxore, latere Laurentii, latere Rubicon[20])».

De tout ce qui précède il s'ensuit, bref, que le cours du Rubicone médiéval est identique, dans les montagnes, à celui du Rubicone Cesenate actuel. Et que ce nom de Rubicone, usité au moyen âge, ait été appliqué à la rivière que les Romains appelaient Rubico, c'est ce dont il n'y a aucune raison de douter: on ne verrait pas pourquoi cette dénomination aurait changé d'objet, alors que tant de fleuves, petits et grands, de la même région, reflètent exactement la tradition classique. Il

[12]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. II, p. 351.
[13]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. I, pp. 14 et 6.
[14]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 380.
[15]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. II, pp. 148 (1174), 164 (1191), 310 (1042), 377 (1287); t. V, pp. 164 (1156), 173 (1287) et t. VI, pp. 113 (1290) et 240 (1212).
[16]) Cf. C. Desjardins, *Table explicative de la carte de Peutinger*, s.l.n.d., p. 117.
[17]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. II, p. 377, et t. V, pp. 173 et 164.
[18]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 164.
[19]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. IV, p. 278.
[20]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 377.

serait au surplus tentant de trouver une autre preuve encore de cette continuité dans un nom vulgaire qui d'ailleurs, depuis plusieurs siècles, a attiré l'attention des érudits: celui de *Rugone*, *Urgone*, porté aujourd'hui, d'après la carte au 1:25,000e de l'Etat-Major italien, par deux domaines situés non loin de la source de notre cours d'eau. Noms qui auraient été, selon Cluverius, qui suit Blondus, ceux du Rubicone Cesenate dans sa partie montagneuse: «Rubico, exiguus brevisque amnis, hodieque superiore sui parte ... vocatur vulgo *Rugone* et *Rigone;* corruptiusque nonnullis adcolis *Urgone*[21])». Un accusatif Rubiconem a dû devenir évidemment **Ruvigone:* mais on s'attendrait plutôt à trouver comme formes postérieures **Ruvgon*, de même que capitone «Feuerbock» donne *kavdõ* à Imola[23]) et dans toute la Romagne[23]), et que *capitanea «striscia di terra lungo il ciglio di un fosso» aboutit à *kavdẽna* à Imola encore[24]), puisqu'un *-v-*, originaire ou provenant d'un *-b-* latin, se maintient en principe devant une autre consonne en romagnol[25]). Par ailleurs, par suite d'un phénomène normal dans cette partie de l'Italie, où un groupe ro + cons. aboutit à *ar-* ou à *ər-*[26]), **Ruvgon* aurait dû passer ensuite à **ərvgõ*: il est d'ailleurs caractéristique que Cluverius lui-même donne *Urgone* comme «corruptius» et plus vulgaire, soit plus dialectal, que *Rugone*. Il est possible, il est probable même que cette graphie *Urgone* ne soit, chez Cluverius et son prédécesseur, qu'une notation approximative d'un dialectal **ərgõ*: mais toujours est-il qu'il n'y a là plus trace du *-v-* provenant du *-b-* de Rubiconem. M. Jaberg, que j'ai consulté sur ce point délicat de phonétique, veut bien m'écrire qu'il lui semble fort possible que ce *-v-* soit tombé devant le *-g-*, de même que dans *pargér*, *pərgér* «charrue» < perticaria[27]), en romagnol, on voit un *-d-* (la forme antérieure *pardghir* étant signalée par Mussafia) qui a disparu devant le *-g-*. En un mot, sans qu'on puisse en avoir la certitude, il n'est pas invraisemblable que ces formes *Rugon*, *Urgon* soient elles aussi un témoignage de la persistance du nom de Rubico pour désigner la première partie de notre cours d'eau. Et j'irais plus loin: je verrais dans le nom du *Rigoncello*, ruisseau qui prend naissance au pied de la colline de Montiano pour aboutir, par Bulgaria, Gambettola et Sala, dans le Pisciatello à l'endroit où celui-ci se jette dans la mer, ruisseau dénommé «Rigoncellum» en 1268 et «Rigõpellum» – faute de lecture du comte Fantuzzi, sans nul doute – en 1361[28]), un *Rubiconcellum[29]).

---

[21]) Ph. Cluverii *Italia antiqua*, t. II, Lugduni Batavorum 1626, p. 296.
[22]) G. Bottiglioni, *Fonologia del dialetto imolese*, Pisa 1919, p. 40.
[23]) K. Jaberg und J. Jud, *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, carte 933 (*alare*).
[24]) G. Bottiglioni, *op. cit.*, p. 40.
[25]) G. Bottiglioni, *op. cit.*, p. 33.
[26]) Cf. G. Bottiglioni, *op. cit.*, p. 26, qui cite des cas comme *arvẽna* «rovina», *armór* «rumore», *arviné* «rovinare»; Ad. Mussafia, *Darstellung der romagnolischen Mundart*, Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der k. Akademie der Wissenschaften, 67. Bd., Wien 1871, p. 688; F. Schürr, *Romagnolische Dialektstudien. I. Lautlehre alter Texte*, Sitzungsberichte ..., 187. Bd., 4. Abh., Wien 1918, p. 94 sqq.; le même, *II. Lautlehre lebender Mundarten*, Sitzungsberichte ..., 188. Bd., 1. Abh., Wien 1919, p. 206.
[27]) K. Jaberg und J. Jud, *op. cit.*, carte 1434 (*aratro*).
[28]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 344, et t. VI, p. 141.
[29]) Il ne me paraît pas possible, en effet, de voir dans ce *Rigoncello* un dérivé en -ellus

Nous avons quitté notre Rubicone à l'endroit même où naît le Rigoncello, sous Montiano. Plus en aval, où passait-il ? en quel point se jetait-il dans l'Adriatique ? Il est bien plus facile de répondre à la seconde de ces questions qu'à la première, car nous avons des preuves qu'il entrait dans la mer sur territoire de l'église plébaine de S. Martino di Bordonchio, près de l'embouchure de l'Uso. Une charte de 952, en effet, a trait à un bail emphytéotique de terres appartenant à Petrus, archevêque de Ravenne, entre autres d'un «fundum in integro quod vocatur Libanum ... inter afines ab uno latere guidello, ab alio latere strata que pergit ad Usa et ultra Usam, Cona et Sulfiano, et semita que pergit ad Rubigone, seu a tercio latere fraxinita que pergit ad mare atque a quartó latere litus maris», ces terres étant sises «territorio Ariminensi, plebe Sancti Martini qui vocatur in Burdunclo[30])». Et, peu d'années après, en 958, le même archevêque cède à bail le tiers de ce domaine de «Libanum ..., territorio Ariminensi, plebe Sancti Martini ...», ce tiers étant lui aussi limité par la «strata que pergit ad Usa ... semitaque ... ad Robigone, seu a tercia latere fracxinita que pergit ad cornum de Padilicclo atque a quarto latere litus maris[31])». Mais si ce «fundo qui vocatur Libanum, territorio Ariminensi, plebe S. Martini in Burdunclo» est mentionné encore en 1023[32]), il n'apparaît plus par la suite, et il n'est pas possible de savoir quelle était sa position exacte: on peut inférer cependant des deux textes précités qu'il se trouvait non loin de la mer, entre l'Uso, au sud, et le Rubicon, au nord, c'est-à-dire au nord-ouest du centre de l'actuelle station balnéaire de Bellaria. Il est probable aussi que le cours inférieur de l'Uso était à peu près le même qu'aujourd'hui, à deux petits différences près: tout d'abord qu'au sud de Bellaria, à partir du point où il reçoit les eaux du Rio Salto, son cours suivait la limite actuelle des deux «circondarii» de Rimini et de Césène, ce qui est rendu d'autant plus vraisemblable que limite et lit de la rivière s'identifient plus en amont; et ensuite que son embouchure se trouvait, il y a mille ans, un peu plus à l'intérieur des terres.

Et que, mille ans avant encore, cette embouchure ait été plus interne encore, c'est ce qui est tout aussi vraisemblable: il est hors de doute que, le long des siècles, les rivières de cette partie de la Romagne ont charrié vers l'Adriatique un matériel considérable, qui a fini par faire reculer la mer. Ravenne, qui était une île, se trouve aujourd'hui à l'intérieur des terres; l'actuelle Cervia est à plusieurs kilomètres de la Cervia médiévale, qui pourtant était au milieu de marais salants, preuve tangible que cette région elle aussi avait été recouverte par la mer; Cesenatico est une fondation récente; et le centre de Rimini, cité jadis maritime, se trouve à bonne distance de la plage. – Au surplus, un coup d'œil sur une carte à grande échelle révèle des détails intéressants. Tandis que dans la région d'Imola et de

---

de *Rigone*, augmentatif de *rigo*, pour *rivo*. Si *rigo* est une forme courante dans le Latium en particulier, et aussi dans les Abruzzes et les Marches, je ne l'ai jamais rencontrée dans des chartes romagnoles ou émiliennes.

[30]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. I, p. 132.

[31]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 147.

[32]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 381.

Faenza la plaine émilienne est sillonnée de chemins se coupant à angles droits, un des axes étant orienté NO–SE, et l'autre NE–SO, et que cette disposition est absolument typique pour les abords de Forli, la physionomie change sitôt qu'on a franchi le Savio: dans la campagne césénate, les chemins qui continuent les limites des «fundi» romains – car nos quadrilatères sont les héritiers des domaines ou des groupes de domaines organisés lors de l'occupation du pays par Rome – sont orientés N–S et E–O. Cela pour toute la région située entre le Savio et le Pisciatello, ainsi que pour les alentours de Savignano, entre cette localité et l'Uso. Chose curieuse, cette disposition quadrangulaire des chemins et des terres est exactement délimitée au septentrion par une ligne oblique, formée par une route allant de Pisignano à Villalta, près de Cesenatico: route qui sert encore sur presque tout son parcours de limite entre les provinces de Ravenne et de Forli. Mais cette ligne oblique se continue, à l'ouest comme à l'est: à l'ouest, de l'autre côté du Savio, lui fait suite, près de Castiglione di Ravenna, une route qui aboutit, au kil. 16, à la route qui relie Ravenne à Césène; et, à l'est, passé le Fiumicino, à Capanni, notre ligne se poursuit par un chemin, servant partiellement de limite entre les «circondarii» de Rimini et de Césène, qui se dirige sur l'église de Bellaria. Là, elle est interrompue une fois encore par un cours d'eau, l'Uso; au sud-ouest de Bordonchio, cependant, il en existe encore un kilomètre et demi; puis, après une nouvelle lacune, elle reprend à Castelabbate où elle s'identifie jusqu'à Celle, aux portes de Rimini, où elle rejoint la Via Flaminia, avec la route nationale de l'Adriatique.

Cette ligne transversale, servant sur une bonne partie de son parcours de limite de province, doit représenter la route romaine qui joignait Ravenne à Rimini, la route mentionnée par la Table de Peutinger, la route suivie par César lorsque, en 49 avant J.-C., il franchit le Rubicon. Route qui bordait l'Adriatique, longeant le plus possible la mer, en évitant toutefois les lagunes et les marais salants: de Ravenne, elle se dirigeait d'abord vers le sud, pour prendre, au km. 16, soit au nord de S. Zaccaria, la direction du SE, qu'elle maintenait rigoureusement jusqu'au point où elle se confondait avec la Flaminia. La Table de Peutinger, qui nous en donne le tracé, indique onze milles entre Ravenna et Sabis, onze autres entre Sabis et Ad Novas, trois milles entre Ad Novas et Rubico, douze milles enfin entre Rubico et Arimino. Soit un total de trente-sept milles entre Ravenne et Rimini: soit, en comptant le mille à 1480 mètres, 54,7 kilomètres. Or, en suivant le tracé que j'ai fixé, on trouve, entre le centre de Ravenne et celui de Rimini, 54 kilomètres. La correspondance, bref, ne saurait être plus précise[33]). – Et, puisque le Ravennate place la station de Rubico à douze milles de Rimini, et à vingt-cinq de Ravenne, nous devrions la retrouver à 37 kilomètres de Ravenne, et à un peu

[33]) Déjà H. Nissen, *Italische Landeskunde*, 2. Bd., Berlin 1902, p. 247, a remarqué que les données de la Table étaient exactes, «wenn man berücksichtigt, daß die antike Straße 4 km mehr landeinwärts lief als die heutige»: en réalité, les deux routes ne sont pas parallèles, mais forment un angle aigu dont la pointe est située à Rimini.

moins de 18 kilomètres de Rimini: cela nous amène – coïncidence pour le moins extraordinaire! – au point appelé Ponte Rosso, exactement sur le Pisciatello, un peu au sud de Cesenatico. Il s'ensuivrait que le Rubicon, à l'époque de César, se serait jeté dans l'Adriatique à trois ou quatre kilomètres de son embouchure actuelle, soit un peu à l'ouest de Villamarina. Quant au «fundus Libanus» de 952 et de 958, il se serait étendu entre Capanni et Bellaria: il ne touchait, notons-le, ni à l'Uso, puisqu'il est limité par la «strata que pergit ad Usa», ni au Rubicon, puisqu'une autre de ses limites était la «semita que pergit ad Rubigone».

Resterait à déterminer le cours du Rubicon entre le point où il croisait la voie romaine, et le point où il quittait les collines, sous Montiano. Il s'agit d'une distance de douze kilomètres à vol d'oiseau: mais, pour nous faire une religion, nous ne disposons en réalité d'aucun indice. J'ai établi, je crois, que le cours du Rubico, dans les montagnes, était celui de l'actuel Rubicone Cesenate; je viens de prouver, par les données fournies par le Ravennate et par deux chartes du Xe siècle, que le Rubicon se jetait à la mer près de Villamarina. Etant donné que le Rubicone Cesenate n'est que le nom de la moitié supérieure du Pisciatello, et que c'est, nous l'avons vu, le Pisciatello que l'ancienne voie romaine de Ravenne à Rimini franchissait au Ponte Rosso, il serait tentant de supposer que, dans la plaine, c'est le cours actuel du Pisciatello qui représente, grosso modo, le cours ancien du Rubico. Et je crois bien que c'est, à peu près, la vérité. Quoique certaines observations donnent à réfléchir. La belle disposition régulière, en quadrilatères, des chemins limitant les «fundi», est rompue, entre Forli et Rimini, en trois endroits: entre Forli et Césène, sur la rive gauche du Savio; entre Césène et Savignano, par le passage du Pisciatello, du Fiumicino et de leurs minimes affluents; entre Santarcangelo et Rimini, par le cours de l'Uso et des multiples filets d'eau qui aboutissent directement dans la mer, entre Bellaria et Rimini. Cela seul suffirait à nous prouver qu'au cours des siècles le lit de ces ruisseaux a dû se déplacer souvent, au grand dam des cultures. Mais il y a d'autres faits qui nous amènent à la même conclusion: ainsi la mention, en 1205, d'un «antiquum alveum Rogossae[34])», qui montre à l'évidence que la Rigossa n'a pas eu toujours le même cours; ainsi les mentions, dans ce document de 1205 encore, d'un «pentanus», et d'un «fundo Lagunae» en 1270[35]); le fait ensuite que plusieurs des bourgades de la région ne sont signalées que dans des textes tardifs: Gatteo à partir de 1311[36]), S. Mauro seulement à partir de 1371[37]); le fait encore que les limites entre communes sont si contournées, si extravagantes, et que souvent elles s'identifient avec quelque petit fossé ou quelque chemin creux qui pourraient bien avoir été, une fois, le lit ancien d'un cours d'eau qui s'en est allé couler ailleurs.

On a voulu, depuis longtemps déjà – le premier fauteur de cette hypothèse est,

---

[34]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 302.
[35]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. IV, p. 378.
[36]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. VI, p. 242.
[37]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 65.

sauf erreur, le P. Guastuzzi, et elle a été accueillie en particulier par Desjardins[38]) et plus récemment par Nissen[39]) – imaginer que, sous Montiano, le Rubicon, au lieu de se diriger vers le nord, puis vers le nord-est, obliquait immédiatement à l'est, contournant Montiano, où il recevait les eaux de la Rigossa, jusqu'à Savignano où, après s'être grossi du Fiumicino, il passait sous le pont qui existe encore à l'entrée occidentale de cette localité: et de là, empruntant le cours actuel du Fiumicino, il filait vers le nord jusqu'à la mer. Cela pour deux, ou mieux pour trois raisons, la plus inconsistante étant néanmoins la plus importante: parce que Savignano tenait à voir couler le Rubicon sous ses murs; parce qu'ensuite il fallait expliquer la présence de ce pont, bien trop important pour le franchissement du filet d'eau, ou mieux de la succession de flaques d'eau sur lequel il est jeté; parce qu'enfin la Table de Peutinger situe dans cette région une station du nom de «Ad Confluentes[40])». Mais si le pont de Savignano est incontestablement ancien – il est mentionné déjà dans un document de 955, dans lequel il est question de la «strata publica que pergit a ponte qui vocatur marmoreos[41])» – il n'est pas certain qu'il soit de construction romaine; et, s'il est plus grand que ce n'est nécessaire, c'est peut-être que le cours d'eau sur lequel il passe avait jadis un débit plus considérable qu'aujourd'hui. Quant à la station d'«Ad Confluentes» du Ravennate, le problème de sa dénomination se complique singulièrement, du fait que, tandis que ce cosmographe la situe à douze milles de Rimini, l'Itinerarium Hierosolymitanum, à cette distance exactement d'Ariminum, place la «mutatio Conpetu[42])». Or il n'est pas probable que cet endroit ait eu deux noms en même temps. Mais lequel des deux faut-il retenir? Celui d'«Ad Confluentes» n'a pour lui que l'autorité de la Table: et, pour étayer son existence, on n'a trouvé d'autre moyen que d'y faire confluer – pure hypothèse – le Fiumicino et le Rubicon. Le nom de «Conpetu», au contraire, s'est perpétué jusqu'à nos jours, dans celui de S. Giovanni in Compito, qu'on trouve déjà, sous la forme «Sancti Johannes qui vocatur ad Compotum», dans le *Codice bavarese*[43]), et sous celle de «plebe Sancti Johannis qui vocatur in Compodo» en 955[44]): église plébaine voisine – fait assez bizarre, du reste – d'une autre église plébaine, S. Pietro in Compito, en ruines au XVIe siècle, mais mentionnée à plusieurs reprises à partir de 1174, où elle est appelée «S. Petri in Compoda[45])». Si l'on songe que l'Itinerarium, dressé en l'an 333, est souvent plus exact que la Table; si l'on attribue sa juste valeur à la tradition ininterrompue de cette dénomination de «Compitum», on en vient à se demander si l'«Ad Confluentes» n'est pas dû à une simple distraction de copiste et si, dès lors, il n'est pas plus que téméraire de se baser sur cette donnée pour admettre l'existence d'un confluent

[38]) C. Desjardins, *op. cit.*, p. 117.
[39]) H. Nissen, *op. cit.*, vol. cit., loc. cit.
[40]) K. Miller, *Itineraria romana*, Stuttgart 1916, p. 210.
[41]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. I, p. 136.
[42]) K. Miller, *op. cit.*, p. LXX.
[43]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 7.
[44]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 136.
[45]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 164.

dont on n'a aucune autre preuve: confluent qui du reste, selon une étude de Gori[46]) que les circonstances ne m'ont malheureusement pas permis de consulter, serait géographiquement impossible, puisque, comme le relate H. Philipp[47]), pour que le Rubicon rejoigne le Fiumicino à Savignano, il aurait fallu que ses eaux pussent couler, non pas en descendant, mais en remontant.

Au surplus, aussi haut que nous permettent d'arriver les chartes médiévales, ce sont, entre l'Uso et Césène, les mêmes noms de ruisseaux qu'aujourd'hui que nous retrouvons. Au nord de Santarcangelo, l'Uso recueille les eaux du Rio Salto: or, le «Rivi Salti» est mentionné en 1361 déjà[48]). A Savignano coule le Fiumicino: or le nom du «Flumicello» est attesté en 1144 et en 1188[49]), où il est hors de doute qu'il s'agit de notre riviérette, puisqu'il est question dans ce texte d'«unam petiam terrae in Savignano, quae est ultra de Flumicello, territorio Arimini, Plebe S. Joannis in Computo, a duobus lateribus Flumicellus». Puis vient la Rigossa: la «Regossa» est citée en 968 et en 978[50]), et peut-être dans le *Codice bavarese* déjà, où il est question d'un «fundo Rigussa[57])». Suit le Rigoncello, nom attesté en 1268 et en 1361[58]). Enfin vient le Pisciatello, dénomination qui est assurée dès le début du XIe siècle, puisqu'en 1001 une charte parle du «fluvius qui dicitur Pisciatellus[53])», qui coule aux environs de Sala. Deux noms anciens seulement n'ont plus leur correspondant à l'heure actuelle: le «flumicello qui vocatur Sabloncello» qui, d'après le *Codice bavarese*[54]), devait couler, semble-t-il, au-dessous de Balignano: peut-être est-ce le Rio Baldone actuel, affluent du Fiumicino; le «rivus Tripuntium» et son affluent le «Treponzello», «Tripuntium» ou «Treponzum», paraissant avoir été, comme l'a reconnu le comte Fantuzzi[55]), un autre nom du Fiumicino, attesté en 1187, 1205 et 1268, puis en 1361 et 1366[56]).

Si les noms actuels de l'ensemble hydrographique des environs de Savignano ont tous une tradition, loin de moi la pensée de conclure que le cours de ces ruisseaux n'a jamais varié: ce qui s'est passé pour la Rigossa, pour laquelle est attesté, nous l'avons vu, un «antiquam alveum Rogossae» a pu, a dû se passer pour les autres petites rivières de la région. Et, effectivement, une charte de 1268 parle du «Pissadellus antiquus», et d'une pièce de terre, de pré et de marais «in loco qui dicitur Laguna Buninga ... latere laguna[57])», marais et «laguna» que l'on peut sup-

---

[46]) Cette étude, dont je ne connais pas le titre exact, a paru dans les Atti del secondo congresso geografico italiano, 1896, p. 541.
[47]) H. Philipp, in Pauly-Wissowa, vol. cit., col. 1164, et le même, *Die Gedenktafel* ..., p. 180.
[48]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. VI, p. 141.
[49]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. VI, p. 45, et t. II, p. 426.
[50]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. I, pp. 379 et 380.
[51]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 34.
[52]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 344, et t. VI, p. 141.
[53]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. II, p. 346.
[54]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. I, p. 14.
[55]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. LII, note 48.
[56]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., pp. 293, 302 et 345, et t. VI, pp. 140 et 243.
[57]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 345.

poser formés, sans grande crainte de se tromper, par les divagations et les inondations du Pisciatello.

Et peut-être trouvons-nous ailleurs une démonstration indirecte que le cours de notre Rubicon-Pisciatello a dû varier. Si nous reprenons le document par lequel le podestat de Bologne mettait fin, en 1205, au litige qui divisait Césène et Rimini, à propos de leurs frontières respectives, nous voyons que les gens de Rimini prétendent que la limite de leur juridiction, à l'ouest, à partir de l'«Hospitale Banzole» qui devait se trouver non loin de l'actuel Calisese, «exit ad Plebem Ruffi, et inde vadit ex illo latere Plebis versus Caesenam, ad Vadum Bagnarolae Plebe etiam dicta ... et inde exit ad Vadum Aguzam, et sicut inde progreditur ad Castellare Casaligli, et inde descendit ad Castellare Sancti Thomae, et inde ad locum qui dicitur Crux S. Thomae, supra litus Maris[58])». Or, si plusieurs de ces points peuvent être identifiés, la «plebem Ruffi», étant certainement l'église de Ruffio, au nord de Bulgaria, et le «Vadum Bagnarolae» devant être situé à proximité de Bagnarola di sopra ou de Bagnarola di sotto; et puisque Bagnarola est situé sur l'actuel Pisciatello et que notre limite, avec les gués qu'elle franchit, paraît suivre le tracé d'un cours d'eau, il est permis de se demander si, en 1205, l'église de Ruffio n'était pas elle aussi sur le Pisciatello qui, à cinq cents mètres en aval du Ponte S. Lazzaro, se serait dirigé vers le nord, soit vers Ruffio, suivant de là l'actuel Scolo Olca pour rejoindre son lit moderne, vers Bagnarola. Il est permis surtout de se demander si toute cette discussion n'était pas causée par les variations du cours du Rubicon, cette rivière servant en principe de limite aux deux cités: mais, du fait qu'elle aurait dévié vers l'ouest, Rimini en aurait été avantagé, d'où protestation des Césénates.

On pourrait, en tablant sur des restes d'anciens lits ou sur des divagations de limites de communes imaginer d'autres tracés du Rubicon. Mais ce seraient là de pures hypothèses. Ce qui est certain, je le répète, c'est qu'au moyen âge le Rubicone Cesenate, c'est-à-dire la moitié supérieure du Pisciatello, et lui seul, s'appelait Rubicone, et qu'on donnait ce même nom, au milieu du Xe siècle, à un cours d'eau qui se jetait dans l'Adriatique un peu au nord-ouest de la bouche de l'Uso. Ce que l'on peut tirer de la Table de Peutinger, c'est que la route romaine de Ravenne à Rimini passait par Rubico, qui devait être au lieu dit actuellement Ponte Rosso, sur le Pisciatello qui, un peu en aval, après avoir reçu l'appoint du Fiumicino, débouche dans la mer à peu près là où devait y déboucher le Rubicone de 952 et 958. Tout porte donc à croire que le Pisciatello-Rubicone Cesenate, grosso modo, représente bien, et le Rubicone médiéval, et le Rubico de César. Ce nom de *Rubicone*, antérieurement à l'an mille, a dû lui être appliqué sur tout son parcours; à partir au contraire de l'extrême fin du Xe siècle, une nouvelle dénomination, *Pisciatellus, Pisatellus, Pissadellus*, attestée en 1001, 1037, 1138, 1185, 1244, 1268[59]), lui a été donnée à partir du point où il quittait les monts pour atteindre la plaine romagnole.

[58]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 301.
[59]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. II, pp. 346, 347, 350, 351; t. IV, pp. 283 et 356; t. V, p. 345.

Un dernier problème se pose. Le débit du Rubicone, si réduit actuellement – l'été dernier, à son embouchure, c'est-à-dire après qu'il a drainé toutes les eaux qui descendent des Apennins, de Sogliano à Césène, il n'arrivait pas à la mer, et ses maigres eaux se perdaient dans le sable, à vingt mètres du rivage –; le débit du Rubicon était-il plus important au moyen âge et à l'époque romaine? C'est probable car, dans cette partie de l'Italie aussi, le déboisement a fait son œuvre. Les textes médiévaux manquent, qui pourraient nous renseigner sur l'étendue des forêts aux environs de sa source; mais il est incontestable que la région de Savignano, de Gatteo, de Gambettola, de Sala, où l'on ne trouve aujourd'hui que quelques rares arbres, perdus au milieu de la richesse des champs de blé et de maïs, des files de pêchers et de poiriers, des plantations d'exquises pommes de terre, des vignes et des carrés de chanvre et de légumes, était bien plus boisée il y a quelques siècles. Pour la seule région de Sala, une charte de 1268 parle d'une «petiae quae est terra et *busca* ... in loco qui dicitur Magrignanum», d'une «*silva* Communis Caesenae, quae dicitur Mandriolus», d'une «terra laboratoria, prativa et *silva*», d'une «*silva* de Cereta[60])»; entre Savignano et Longiano existaient en 1262 des «*silvas*», entre autres une «*silva* que dicitur Vescontissa», et un essart portait le nom de «*ronco* Ugolini Musani[61])». Et il serait aisé de multiplier les cas analogues. Dans cette plaine qui s'étend de Savignano à l'Adriatique, ce n'est donc pas seulement le cours des ruisseaux et des riviérettes qui a changé, le long des siècles; ce ne sont pas seulement des domaines, des écarts, des villages qui ont perdu leur nom ou bien ont disparu, tel le Magrignanum de tout à l'heure, détruits peut-être par une crue du Fiumicino ou du Pisciatello: c'est la végétation aussi qui a eu jadis un caractère bien différent de celui qu'elle a aujourd'hui. Données qui, si elles compliquent le problème exposé dans les pages qui précèdent, n'en laissent pas moins intactes les deux conclusions auxquelles nous sommes arrivés: à savoir que le cours supérieur du Rubico se retrouve dans celui du Rubicone Cesenate, et que le Rubico se perdait dans l'Adriatique aux alentours de Villamarina.

---

[60]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, t. V, p. 345.
[61]) M. Fantuzzi, *op. cit.*, vol. cit., p. 293.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher

(Ein Bericht über die auf Seite 127 und nachstehend angezeigten Bücher ist in Vorbereitung, kann aber aus technischen Gründen leider erst im nächsten Hefte erscheinen.)

Peter Von der Mühll: Über das naturgemäße Leben der alten Athener. Basler Universitätsreden, 14. Heft, 39 S. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1943.

Fritz Wehrli: Die Schule des Aristoteles, Texte und Kommentare. Heft 1: Dikaiarchos. 80 S. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel 1944.

Heinrich Barth: Von den Anfängen der griechischen Philosophie. Akademischer Vortrag. 15 S. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel 1944.

Max Burckhardt: Johann Jakob Bachofen und die Politik. 23 S. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel 1944.

André Rivier: Essai sur le tragique d'Euripide. 239 S. F. Rouge & Cie., Editeurs, Lausanne 1944.

Hans Gutzwiller: Die Neujahrsrede des Konsuls Claudius Mamertinus vor dem Kaiser Julian. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 10, 251 S. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1942.

Ernst Gegenschatz: Platons Atlantis. 63 S. Verlag Ernst Lang, Zürich 1943.

Louis Krattinger: Der Begriff des Vaterlandes im republikanischen Rom. Phil. Diss. Zürich 1944. 85 S. Verlag Calendaria A. G., Immensee 1944.

Walter Fischli: Studien zum Fortleben der Pharsalia des Annaeus Lucanus. 104 S. Beilage zum Jahresbericht der kantonalen höheren Lehranstalten Luzern pro 1943/44.

Paula Philippson: Untersuchungen über den griechischen Mythos. 56 S. Rhein-Verlag, Zürich 1944.

Paula Philippson: Thessalische Mythologie. 196 S. Rhein-Verlag, Zürich 1944.

Otto Jöhrens: Die Fragmente des Anaxagoras. 97 S. Druck H. Pöppinghaus, Bochum 1939.

Ingemar Düring: Aristotle's chemical treatise: Meteorologica, Book IV. with introduction and commentary. 112 S. Acta Universitatis Gotoburgensis 1944: 2., Göteborg 1944.

Manne Hallén: In scriptores Historiae Augustae studia. Commentatio Academica. 172 S. Ed. Wretman soc., Upsaliae 1941.

Gudmund Björck: Apsyrtus, Julius Africanus et l'hippiatrique Grecque. Uppsala universitets arsskrift 1944: 4. 70 S. Lundequistska bokhandeln, Uppsala 1944.

Gudmund Björck: ἦν διδάσκων. Die periphrastischen Konstruktionen im Griechischen. Skrifter utg. av K. Humanist. Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. 32: 2. 139 S. Almquist & Wiksell, Uppsala 1940.

Ture Kalén: Selbständige Finalsätze und imperativische Infinitive im Griechischen I. Skrifter utg. av K. Humanist. Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. 34: 2. 148 S. Almquist & Wiksell, Uppsala 1941.

Sture Linnér: Syntaktische und lexikalische Studien zur Historia Lausiaca des Palladios. Phil. Diss. Uppsala 1943. 135 S. Almquist & Wiksell, Uppsala 1943.

J. Svennung: Compositiones Lucenses. Studien zum Inhalt, zur Textkritik und Sprache. Uppsala universitets arsskrift 1941: 5. 204 S. Lundequistska bokhandeln, Uppsala 1941.

Dag Norberg: Syntaktische Forschungen auf dem Gebiete des Spätlateins und des frühen Mittellateins. Uppsala universitets arsskrift 1943: 9. 285 S. Lundequistska bokhandeln, Uppsala 1943.

David Tabachovitz: Etudes sur le Grec de la basse époque. Skrifter utg. av K. Humanist. Vetenskaps-Samfundet i Uppsala 36: 3. 86 S. Almquist & Wiksell, Uppsala 1943.

Stand der Editiones Helveticae 1. November 1944

Series Graeca:

1. Platon, Apologia et Crito, erschienen.
2. Platon, Phaedo, erschienen.
3. Xenophon, Expeditio Cyri, erschienen.
4. Homer, Odyssee, in Vorbereitung.
5. Euripides, Medea, erschienen.
6. Sophokles, Antigone, in Vorbereitung.
7. Sophokles, Oedipus rex, im Druck.
8. Lysias, Orationes selectae, erschienen.

Series Latina:

1. Caesar, De bello Gallico, erschienen.
2. Horatius, Opera omnia, in Vorbereitung.
3. Sallustius, Coni. Cat. et bell. Iug., erschienen.
4. Tacitus, Annales, in Vorbereitung.
5. Cicero, Or. in Cat. et pro Archia, erschienen.
6. Cicero, Or. pro Rosc. et de imp. Pomp., erschienen.
7. Cicero, Philosoph. Schriften, Ausw., in Vorbereitung.

8a. Livius, Ab urbe c., l. I/II, im Druck.

8b. Livius, Ab urbe c., l. XXI/XXIII, in Vorbereitung.

9. Rudimenta poetica (Tirocin. Helv.), erschienen.
10. Vergilius, Aeneis, l. I/VI, erschienen.
11. Cicero, De officiis, im Druck.